

d'Lëtzebuerger **Land**

Land

„Falls ich einen Fehler gemacht habe, muss ich bestraft werden“

In Differdingen fordern DP und Linke den Rücktritt des grünen Bürgermeisters Roberto Traversini

Sous le béton, la liberté ?

Pour son *Welcome Day*, l'Uni.lu accueille un millier de nouveaux étudiants. Quelle est leur place à Belval ?

Ein Mann will nach oben

Über die erstaunliche Karriere von Nicolas Schmit. Oder: Wie ein Diplomat aus Versehen Politiker wurde

Foto: Christian Aschman

Unabhängige Wochenzeitung für Politik, Wirtschaft und Kultur

#37 66. Jahrgang 13. September 2019



5 453000 174663



1 9 0 3 7

4,00€

„Falls ich einen Fehler gemacht habe, muss ich bestraft werden“

Peter Feist

Auf der Petinger Straße in Niederkorn führt hinter dem Anwesen mit der Hausnummer 15 ein Weg hügelan. Ehe der asphaltierte Weg in einen breiten Trampelpfad mündet, ist auf der linken Seite hinter einer Einfahrt mit der Nummer 15A ein bungalow-ähnliches Gebäude zu sehen: ein Flachbau mit Terrasse, im Stockwerk darunter offenbar eine Garage. Angebaut an den Bungalow ist ein weiteres Gebäude. Hügelaufwärts reicht das Grundstück knapp in den Wald hinein. Dort, vielleicht dreißig Meter entfernt von Bungalow und Anbau, steht ein kleines Haus, das mal ein Schuppen war.

Die Fassade des Bungalows ist nicht mehr schön. Das eiserne Geländer an der Bungalow-Terrasse und das Tor an der Einfahrt wirken altmodisch. Neu ist dagegen der Zaun um das ganze Grundstück. Ebenfalls neu ist das amtliche Dokument, das in wetterfester Plastifizierung an mehreren Stellen am Zaun gut sichtbar aushängt. Darin erteilt Umweltministerin Carole Dieschbourg (Grüne) dem Grundstücksbesitzer Roberto Traversini die Erlaubnis, ein Gartenhäuschen zu renovieren. Dem Dokument zufolge hat Roberto Traversini am 9. Juli um die Genehmigung ersucht und die Ministerin sie am 12. August erteilt.

Mit dem Gartenhaus ist der frühere Schuppen am Waldrand gemeint. Was sich um ihn ereignet hat, liefert seit dieser Woche Teil zwei der Geschichte um den „Bürgermeister und sein Haus im Grünen“, wie *Reporter* am 29. Juli getitelt hatte. Denn Roberto Traversini ist der Differdinger Bürgermeister und die Laube steht im Naturschutzgebiet Prénzebiert. Der Grüne Traversini steht einer Koalition seiner Partei mit der CSV vor. Die Oppositionsparteien Déi Lénk und DP forderten am Mittwoch auf einer Pressekonferenz seinen Rücktritt. Die LSAP ging nicht so weit, wollte erst „volle Transparenz“ hergestellt und anschließend „gegebenenfalls Sanktionen“ ergriffen sehen, so ihr Gemeinderat Erny Muller. Für DP-Rat François Meisch dagegen ist die Sache „glasklar“: Der Bürgermeister habe „Bäume gefällt und Boden bewegt. Alles in einem Natura-2000-Gebiet und ohne Genehmigung“. Er suche aber, erklärte Meisch auf Nachfrage, keine Vergel-

„Ich habe bei dem Gartenhaus an die fünf Kubikmeter Boden wegnehmen lassen. Das darf man eigentlich nicht. Ich habe auch zwei Bäume und ein paar Hecken entfernen lassen. Ich muss aber sagen, die Bäume waren krank. Weiter hinten stehen Bäume, die sind auch krank. Das sind Staatsbäume.“
Roberto Traversini

tung für den „Putsch“, bei dem die Differdinger Grünen 2014 den Koalitionspartner wechselten und die DP in die Opposition schickten.

d'Land hatte schon zuvor von den Auseinandersetzungen um das Gartenhaus erfahren. Roberto Traversini war bereit, sich am Montag dazu zu äußern. „Wenn Sie ein paar Minuten Zeit haben, erzähle ich Ihnen die ganze Geschichte“, sagte er. Am Ende wurde daraus ein halbstündiges Gespräch, das manchmal einer Gegenanklage, manchmal einer Beichte des Bürgermeisters ähnelte.

An den Anfang der „ganzen Geschichte“ gehört für Traversini, dass er das Anwesen an der Petinger Straße von dem Akroaten Roger Quaino ge-

erbt hat. Das war schon Mitte Juli im Gemeinderat zur Sprache gekommen: Lénk-Rat Gary Diderich hatte den CSV-Grüne-Schöffenrat mit Reklamationen von Grundstücksbesitzern konfrontiert, deren Flächen an das Erbe des Bürgermeisters grenzen. In Differdingen läuft derzeit das Verfahren für den neuen kommunalen Flächennutzungsplan (PAG). Im aktuellen PAG, der von 1981 datiert, ist das Anwesen an der Petinger Straße 15A ebenso wie die Nachbargrundstücke als Teil einer Kleingartenzone ausgewiesen. Im neuen Flächennutzungsplan hingegen sollen Bungalow und Anbau zu einer „Zone d'habitation 1“ umgewidmet werden, was Einfamilienhäusern entspräche. Der Rest der Parzelle, aber auch die Gärten unterhalb von Traversinis Grundstück, sollen zu einer „Zone de jardins familiaux“ gehören. Worin der Unterschied zwischen beiden Zonen besteht, liegt ebenso auf der Hand wie der Anlass für die Nachbarn, zu reklamieren: Eine Wohnfläche ist wertvoller als eine Gartenfläche.

Roberto Traversini erzählt, wie eng er Roger Quaino und dessen Frau gewesen sei. „Roger und Giselle“ nennt er sie immer wieder. 20 Jahre, oder vielleicht sogar 25 Jahre lang habe er beide gekannt, sich später um sie gekümmert. „Zuletzt hatte ich die Vormundschaft über sie.“ Im Herbst vergangenen Jahres verstarben beide innerhalb weniger Wochen. Wer hätte gedacht, dass der Bürgermeister ihr Grundstück an der Petinger Straße erben würde? Er selber nicht. „Ich habe nach dem Tod von Roger und Giselle alle relevanten Unterlagen beim Gericht abgegeben. Eines Tages rief ein Notar mich an: Ich hätte geerbt. Ich nahm mir damals sechs Monate Bedenkzeit. Die Gebäude sind alle in einem schlechten Zustand, man muss da investieren. Anfang 2019 entschied ich mich, das Erbe anzutreten.“

Im Differdinger Gemeinderat war es am 18. Juli nicht um das Gartenhaus gegangen. Die Debatte war hitzig. Die Frage nach Interessenkonflikten kam auf, wegen der unterschiedlichen Behandlung der Häuser, die der Bürgermeister geerbt hatte, und den Nachbargärten. Bautenschöffe Georges Liesch (Grüne) versicherte, an der Ausarbeitung des PAG

hätten nur Beamte mitgewirkt, nicht der Schöffenrat; das sei des Datenschutzes wegen so. Roberto Traversini äußerte sich zum Schluss nur in einer nicht-öffentlichen Runde. Was laut Gemeindegesetz eigentlich vom Gemeinderat hätte beschlossen werden müssen, denn im *huis-clos* werden normalerweise nur Personalfragen besprochen. So eine Abstimmung fand nicht statt. Roberto Traversini erklärte, die Angelegenheit sei „persönlich“. Roger und Giselle ... Festgehalten wurde, wie später bekannt wurde, dass der Bürgermeister an der PAG-Abstimmung, die kommenden Mittwoch stattfindet, nicht teilnimmt. *Reporter* berichtete am 29. Juli, dass auch die Gebäude der benachbarten Gärten als „Wohnzonen“ eingestuft werden sollen. Damit schien die Angelegenheit sich erledigt zu haben.

Doch schon vor dieser Gemeinderatssitzung hatte Roberto Traversini an Gartenhaus und Umgebung arbeiten lassen. Roger Quaino hatte das Häuschen als Schuppen genutzt. „Das ist ein roher Ziegelbau, ich möchte an die Außenwand eine Holzverkleidung anlegen lassen.“ Zum Teil ist die Verkleidung schon zu sehen. Bis Anfang Juli sei gearbeitet worden, sagt Roberto Traversini. „Dann machten mich der ehemalige und der derzeitige Förster darauf aufmerksam, dass ich ohne Genehmigung in einem Naturschutzgebiet arbeite. Mir war das nicht bewusst. Wir stoppten die Arbeiten daraufhin sofort. Am 9. Juli habe ich beim Umweltministerium einen Antrag auf die Genehmigung gestellt. Am 12. August erhielt ich sie. Ich wurde dabei nicht bevorzugt behandelt, falls das jemand behaupten sollte, sondern wie jeder andere Antragsteller auch. Ich bekam eine Genehmigung für die neue Verkleidung, für ein neues Dach und für neue Fenster.“

Vom Umweltministerium wird dazu erklärt, dass der kurz erscheinende Zeitraum, in dem Roberto Traversini die Genehmigung erhielt, nicht ungewöhnlich sei. „Wir bearbeiten jedes Jahr an die 3 000 Dossiers“, sagt Mike Wagner, Erster Regierungsrat im Ministerium. „Mehr als 95 Prozent der Antragsteller erhalten innerhalb von drei Monaten eine Antwort.“ Bei Anträgen, in denen es um Arbeiten geht, die gestoppt

wurden, entscheide das Ministerium noch schneller. „Solche Dossiers ziehen wir immer vor. Wir beantworten sie nicht selten sogar noch am selben Tag.“ Dass es eine politische Beeinflussung gegeben habe, bestreitet Mike Wagner. DP-Rat Meisch hatte am Mittwoch polemisiert, die Umweltministerin habe Traversini „mit einer Genehmigung belohnt“. Mike Wagner sagt, die Ministerin habe sich um dieses Dossier nicht gekümmert. „Sie hat ausdrücklich gesagt, sie kümmere sich darum nicht.“

Vielleicht könnte damit auch der zweite Teil der Geschichte um den „Bürgermeister und sein Haus im Grünen“ zu Ende erzählt sein; etwa so: Roberto Traversini ließ im Naturschutzgebiet arbeiten und suchte auf die Aufforderung des Försters hin im Ministerium um die nötige Genehmigung nach. An der Gartenlauben-Affäre wäre dann nicht viel dran. Wenngleich der Umstand, dass ausgerechnet ein grüner Bürgermeister ohne Genehmigung in einem Naturschutzgebiet arbeiten ließ, natürlich bemerkenswert ist.

Doch wer Anfang der Woche die Gartenlauben-Baustelle besichtigte, konnte sehen, dass dort nicht nur damit begonnen wurde, an einem Schuppen eine Holzverkleidung anzubringen. Baumstümpfe kündeten davon, dass Bäume gefällt wurden. Erreich wurde anscheinend ebenfalls bewegt. Die Genehmigung der Umweltministerin zur Renovierung der Laube, sorgsam plastifiziert, war am Dienstag am Zaun um das Grundstück angebracht. Am Montag hing sie dort noch nicht. Dabei steht in der Genehmigung, sie müsse „dès réception“ am Bauplatz ausgehängt werden. Wichtig ist das unter anderem, weil bis zu drei Monate nach dem ersten Aushang an der Baustelle Klagen vor dem Verwaltungsgericht gegen die Genehmigung möglich sind. Wo nichts hängt, da kein Kläger?

„Die Genehmigung steht im *Raider* der Gemeinde“, entgegnete Roberto Traversini am Montagnachmittag. „Ich war im Urlaub. Ich werde sie aber plastifizieren und an dem Grundstück anbringen.“ Nicht korrigieren kann er dagegen die Abholzung der Bäume neben der Laube. Auch den Erdaushub nicht. „Ich habe bei dem Gartenhäuschen an die fünf Kubikmeter Boden wegnehmen lassen. Das darf man eigentlich nicht. Ich habe auch zwei Bäume und ein paar Hecken entfernen lassen. Ich muss aber sagen, die Bäume waren krank. Weiter hinten stehen Bäume, die sind auch krank. Das sind Staatsbäume.“

Der zuständige Revierförster Christian Berg bestätigt, dass die Bäume bei Roberto Traversinis Gartenhäuschen und die „weiter hinten“, wie der Bürgermeister sagt, dieselbe Krankheit haben. Er fügt hinzu, es handle sich um einen kommunalen Wald, also keine Staatsbäume. Mehr sagt der Förster nicht. Nur noch: „Alle weiteren Fragen richten Sie bitte an das Umweltministerium.“

Bäume fällen und Erdaushub haben nichts mit der Genehmigung zu tun, die die Umweltministerin erteilt hat, nachdem die Arbeiten gestoppt wurden. Die ministerielle Genehmigung betrifft die Arbeiten am Schuppen, der zum Gartenhaus werden soll. Das Häuschen steht im Naturschutzgebiet Prénzebiert, das am 20. November 1991 durch eine großherzogliche Verordnung zu einem der ersten Naturschutzgebiete des Landes wurde. Die großherzogliche Verordnung untersagt in Artikel 3 Erdaushub in „Sektion A“ der Zone. Traversinis Grundstück fällt unter Sektion A.

Über das Fällen von Bäumen äußert sich Artikel 537 des Strafgesetzbuchs. „Quiconque aura méchamment abattu un ou plusieurs arbres...“ beginnt der Artikel und schließt damit, dass für derart gefällte Bäume das Strafmaß 251 bis tausend Euro und acht Tagen bis drei Monate Gefängnis betrage. Pro Baum.

Weil Gemeinderäte der Opposition eine Verwaltungsklage eingereicht haben, ermittelt die Umweltverwaltung gegen Traversini. Vernommen worden sei er schon, sagt er. Und fügt an: „Falls ich einen Fehler gemacht habe, muss ich bestraft werden.“ Natürlich wisse er, dass sich in seiner Gemeinde das Naturschutzgebiet Prénzebiert befindet. Aber dass der Schuppen der Quainos dort liegt – das habe er nicht gewusst. „Es sind ja nur ein paar Meter. Das Häuschen liegt nicht mitten im Wald.“ Die Situation der Grundstücke auf dem kommunalen Territorium



Wo das Gartenhaus steht, beginnt mit Prénzebiert eines der ältesten Naturschutzgebiete Luxemburgs

In Differdingen fordern DP und Linke den Rücktritt des grünen Bürgermeisters, die LSAP will zunächst „Transparenz“. Mit dem Land sprach Roberto Traversini über das Gartenhaus im Naturschutzgebiet



Bungalow auf Garage an der Petinger Straße 15A. Im Hintergrund des linken Fotos ist halb verdeckt von einem Busch das Gartenhaus zu sehen. Die Genehmigung für die Arbeiten (Foto rechts) erteilte die Umweltministerin am 12. August

kenne Bautenschöffe Georges Liesch besser. „Er ist für den PAG zuständig, nicht ich. Für mich war das ganze Grundstück eine Gartenzone. Und mir gehört, wie gesagt, diese Parzelle erst seit Anfang 2019.“

„Das ist eine ganz komische Situation für mich“, fährt Roberto Traversini fort. Sie habe ihn „enorm

ergattern, auch möchte, dass es rundherum grün bleibt“, und damit auf die Ungleichbehandlung der Häuser auf den Gartenflächen an der Petinger Straße anspielte. Der Bürgermeister kann sich noch erinnern, wie „traurig“ er damals war, weil „ergattern“ zu unterstellen schien, er habe sich einen Vorteil verschafft. „Das geht mir noch heute nahe“, beteuert

zwei Tage später wird DP-Rat Meisch Traversini deshalb vorwerfen, „den Gemeinderat und die Öffentlichkeit belogen“ zu haben. Dem *Land* erklärte Traversini am Montag, „ich habe das nicht gesagt. Ich habe gesagt, dass ich die Genehmigungen beantragt habe. Wenn der Journalist das anders schreibt, ist das seine Verantwortung. Ich bin schließlich nicht auf den Kopf gefallen, ich bin seit 25 Jahren in der Politik. Vielleicht hätte ich eine Richtigstellung ans *Tageblatt* schreiben sollen. Das habe ich nicht gemacht, das war vielleicht ein Fehler. Ich bin dem Journalisten aber nicht böse.“

Böse scheint Roberto Traversini nur jenen zu sein, „die abends um halb zehn um das Grundstück geschlichen sind und Fotos gemacht haben. Statt mit mir zu sprechen, haben sie Fotos gemacht“. Bei der Gelegenheit erwähnt er, „wir haben vier oder fünf Häuser, die nicht im PAG sind. Da wurden keine Briefe geschrieben, da wurden nicht die Nachbarn aufgehetzt. Ich will damit aber keine Politik machen“. Roberto Traversini sieht sich auch als Opfer.

Fotografien vom Grundstück an der Petinger Straße 15A haben aber auch Fragen aufgeworfen, die der Bürgermeister noch nicht beantwortet hat und die er gegenüber dem *Land* nicht beantworten wollte. Zum Beispiel wurden Arbeiter des Differdinger CIGL am 19. Juli auf der Terrasse des Bungalows fotografiert. Gary Diderich und DP-Rat François Meisch wollten in einem Brief vom 3. September an den CIGL-Verwaltungsrat wissen, was die Arbeiter dort taten. Der Grund: Das CIGL geht, so ist es in einer Konvention mit dem Arbeitsministerium abgemacht, nur über 60-Jährigen sowie Bedürftigen mit seinem „Service de proximité“ zur Hand. Mehr zu tun, könnte die aus der OGBL-Beschäftigungsinitiative Objectif plein emploi hervorgegangene Organisation dem

Das CIGL geht laut einer Konvention mit dem Arbeitsministerium nur über 60-Jährigen sowie Bedürftigen mit seinem „Service de proximité“ zur Hand. Ging es auch dem Bürgermeister zur Hand, der dem CIGL-Verwaltungsrat vorsteht?

Vorwurf der unlauteren Konkurrenz gegenüber Handwerksbetrieben aussetzen. Verwaltungsratspräsident des CIGL ist Roberto Traversini. „Der Verwaltungsrat wird auf seiner nächsten Sitzung darüber sprechen“, sagt er. „Bis dahin möchte ich mich dazu nicht äußern.“ Dann äußert er sich doch: „Die Arbeiter haben dort nicht gearbeitet.“ Weil die Fotografien (siehe eine nebenstehend) durchaus etwas anderes suggerieren, könnte diese Frage noch für Aufregung sorgen.

Ebenfalls nicht äußern möchte der Bürgermeister sich dazu, ob an dem von der Petinger Straße ab-

zweigenden Weg am 9. März Privatgrundstücke an das Wasser- und Abwassernetz angeschlossen wurden und Telekom-Verbindungen erhielten, und falls ja, welche. Gary Diderich hatte die Frage am 27. August im Gemeinderat gestellt. Nicht nur um zu klären, ob das Anwesen des Bürgermeisters womöglich eine Aufwertung erfuhr. Weil laut aktuellem PAG Traversinis Grundstück und die der Nachbarn Gartenzone sind, hätte das Umweltministerium die Arbeiten genehmigen müssen. „Diese Frage wird Herr Diderich noch beantwortet bekommen“, sagt Roberto Traversini und will „deshalb solange nichts zur Presse sagen. Das wäre nicht respektvoll gegenüber dem Gemeinderat“. Dass der sich beschwert hat, noch keine Antwort erhalten zu haben, nimmt Traversini gelassen: „In unserem Gemeinderat werden Fragen entweder sofort mündlich oder innerhalb eines Monats schriftlich beantwortet.“ Diderich selber nannte dieses Entweder-Oder am Mittwoch auf der Oppositions-Pressekonferenz ein „Spiel auf Zeit“: Der Schöffenrat nutze eine „ungenau Formulierung im Règlement d'ordre intérieur“ aus.

Wenn es darum geht, Fragen von sich zu weisen, macht Roberto Traversini nach den Bekenntnissen, wie nah ihm die Sache mit dem Naturschutzgebiet gehe, einen aufgeweckten Eindruck. Auf die Frage, ob er das Erbe der Quainos nicht besser an die Gemeinde oder den Fonds du logement hätte abtreten sollen, weil er im Gemeinderat im Juli erklärt hat, dafür „eigentlich keine Verwendung“ zu haben, zögert der Bürgermeister nicht. „Ich habe Erbschaftssteuer bezahlt, keinen kleinen Betrag, und an den Häusern sind viele Arbeiten nötig.“ Diesen Aufwand möchte er mit der Zeit wenigstens zum Teil durch Vermietung wieder einnehmen. „Schenkungen habe ich abgelehnt“, sagt er. „Aber was ich erbe, kann ich ja nicht wissen.“



Arbeiter des Differdinger CIGL wurden am 19. Juli auf Roberto Traversinis Grundstück beobachtet. Das Bild stellte DP-Gemeinderat François Meisch der Presse zur Verfügung

mitgenommen“. Über die Ferien habe er fast vier Kilo abgenommen. Denn natürlich müsse ein Bürgermeister die Gesetze kennen.

Daran, dass gegen ihn ermittelt wird, liegt es vielleicht, dass Roberto Traversini kaum jemandem böse sein kann, wie er sagt. Auch Gary Diderich nicht, obwohl er diesem im Juli im Gemeinderat „Methoden à la Trump“ vorgeworfen hatte, als Diderich sagte, „ich kann verstehen dass ein Grüner, der das Glück hat, ein Häuschen im Grünen zu

Traversini und erwähnt erneut „Roger und Giselle“. Und kündigt an: „Menschlich und unter vier Augen werde ich mit Gary Diderich noch sprechen. Aber ein Gemeinderat soll den Schöffenrat kontrollieren und Fragen stellen, das ist ganz normal.“

Böse sei er auch dem *Tageblatt*-Journalist nicht, der am 2. August geschrieben hatte, Traversini habe erklärt, er verfüge über „die nötigen Genehmigungen des Umweltministeriums“. Auch über die für den „Schuppen“. Auf der Pressekonferenz



Transfert de compétences am Justizministère.

Leitartikel

Datenzentren sind halt bequem

Peter Feist

Kommt die Rede auf das geplante Google-Datenzentrum, verweisen Kritiker auf dessen vermutlichen Bedarf an Strom und Kühlwasser. Zu Recht: Als LSAP-Wirtschaftsminister Etienne Schneider vor zwei Jahren Reklame für die Server-Farm machte, schwärmte er, sie werde mehr Strom verbrauchen als alle Elektrostahlöfen von Arcelor-Mittal hierzulande zusammengekommen, und das werde die Strompreise sinken lassen. Lange benutzte er dieses Argument aber nicht, jedenfalls nicht in aller Öffentlichkeit. Die Aussicht, dass der Stromverbrauch Luxemburgs nach dieser Rechnung um ungefähr 40 Prozent höher läge als heute, taugt nicht gut zum Marketing, wenn klimapolitisch überall Energiesparen angesagt sein soll.

Doch der moderne Datenverkehr ist energiehungrig. Datenzentren sind daraus schwer wegzudenken. Schneiders Nachfolger im Energieressort, der Grüne Claude Turmes, meinte unlängst, solche Zentren liefen dem Klimaschutz zuwider. Eigentlich. Andererseits weiß er, dass daraus folgen müsste, den Datenverkehr einzuschränken. Doch wie? Indem Video-Streaming mit einer CO₂-Steuer belegt wird, genauso wie jeder Datei-Transfer in der „Cloud“? Was soll sein, wenn die Digitalisierung weitergeht: mit Supercomputern, vernetzten Autos oder mit Fabriken, die mit Zulieferern

ständig in Verbindung stehen, wie das mit „Industrie 4.0“ gemeint ist? Und lässt sich Server-Aktivität überhaupt lokal zuordnen? Wer weiß schon, an welchen Orten der Welt Computer anspringen und Bits hin und her schaufeln, weil man die eine oder andere Internet-Aktivität ausgelöst hat?

Vielleicht laufen Datenzentren noch mehr als dem Klimaschutz jenem Freiheitsgedanken zuwider, der dem Internet in seinen Anfängen zugrunde lag. „Datenzentrum“ verweist auf Zentralisierung. Das ursprüngliche World Wide Web, das in den Neunzigerjahren der Physiker Tim Berners-Lee erfunden hatte, war dezentralisiert. Riesen-Server gab es nicht, Web-Seiten lagerten auf individuellen Computern, an Universitäten, Firmen oder auch in Wohnzimmern. Eine Web-Seite zu „hosten“, setzte voraus, seinen Computer mit dem Internet verbinden zu können.

Es setzte allerdings auch voraus, den HTML-Code zu beherrschen, über den im WWW die Verständigung stattfindet. Ebenso war es nur im Prinzip möglich, dass jeder und jede sich seinen oder ihren eigenen E-Mail-Server einrichtete: Die dazu nötigen Software-Protokolle waren – und sind nach wie vor – ebenso offen und öf-

fentlich wie HTML. Damit umzugehen, ist für die meisten Menschen aber viel zu schwierig. Und so schlug die Stunde der Internet-Dienstleister. Hotmail war 1996 ein Start-up, das es jedermann mit einem Internet-Anschluss ermöglichte, sich ein E-Mail-Konto einzurichten, ohne darüber nachdenken zu müssen, was der Betrieb eines eigenen Mail-Servers bedeutet. Innerhalb eines Jahres hatte Hotmail 8,5 Millionen Nutzer und wurde von Microsoft übernommen. Heute wird das Web von einer Handvoll globaler Unternehmen dominiert. Facebook ist mehr als ein Viertel der Weltbevölkerung angeschlossen; viele meinen, das Web sei nicht mehr als Facebook.

Aber auf diese Art ist das Web einfach bequem. Datenzentren sind Teil davon. Wer das Internet auf die am einfachsten verfügbare Weise benutzt, tut das über große Drehscheiben, wie Facebook oder Google. Dass dabei Energie verbraucht wird, ist zwangsläufig. Ob der Verbrauch in einem dezentralisierten Netz kleiner wäre, ist die Frage. Klar ist dagegen, dass, wer das Netz nutzt, etwas von sich gibt. Je zentralisierter das Netz ist und von großen Konzernen beherrscht wird, desto mehr gibt man etwas von sich auf. Nicht darüber nachdenken zu wollen, was mit seinen Daten geschieht, ist ähnlich bequem, wie sich nicht über die Erderwärmung sorgen zu wollen.

Für rund 89 000 Schülerinnen und Schüler des öffentlichen Fondamental und des Secondaire beginnt diese Woche mit der *Rentrée* der Ernst des Lebens. Die Schulbücher sind, wie schon im vergangenen Jahr, auch dieses Jahr kostenlos und können über eine App auf www.mybooks.lu bestellt werden. Die Lehrmittelfreiheit gilt auch für die Klassen der rund 1 400 Schüler internationalen öffentlichen Schulen. ik

Sven Becker



blog

Personalien

Personalien

Politik

Gesellschaft

Gesellschaft

Gesellschaft

Paulette Lenert,

Entwicklungsministerin (LSAP), war zu Beginn der Woche im Laos, wo sie dem laotischen Justizminister das erste Strafgesetzbuch des Landes überreichte. Es wurde mit Hilfe des von Luxemburg mit fünf Millionen geförderten Ilsta (Institute for Legal Support and Technical Assistance) erstellt. In ihrer Rede sprach die Ministerin von einem „modernen“ Strafrecht, wohlwissend, dass das Werk für Verbrechen wie Mord die Todesstrafe vorsieht, wenngleich derzeit mit einem Moratorium belegt. Das heißt, die Strafe wird in eine lebenslange Haftstrafe umgewandelt. Ihre Wortwahl „Modernität“ erklärt die Ministerin durch eine „relative“ statt „absolute“ Lesart: Immerhin wüssten die Laoten nun, was sie bei bestimmten Verbrechen erwarte. ik

Dan Kersch,

Sportsminister (LSAP), wurde als einer von insgesamt sechs europäischen Vertretern ins Exekutivbüro der Welt-Anti-Doping-Agentur (Wada) gewählt. Die Nichtregierungsorganisation mit Sitz im kanadischen Montreal ist die globale Instanz im Kampf gegen Doping, stand und steht aber immer wieder in der Kritik für umstrittene Entscheidungen und inkonsequentes Vorgehen gegen Dopingsünder und hat in den vergangenen Jahren viel an Glaubwürdigkeit verloren. Vor allem Sportlerinnen und Sportler werfen ihr vor, dringend nötige interne Reformen zu blockieren und WhistleblowerInnen in der Vergangenheit nicht ausreichend geschützt zu haben. ik

Jean Asselborn,

LSAP-Außenminister, war in dieser Woche auf Arbeitsbesuch in Ramallah (Palästina) und hat dort unter anderem Mahmoud Abbas getroffen. Asselborn zeigt sich äußerst besorgt über die Verstimmungen zwischen Israel und Palästina sowie der generellen Lage im Nahen Osten. Die Palästinenser leiden unter der Politik Israels sowie der „würdelosen Behandlung“, so der Außenminister. „Wir sind so weit von einer Einigung im Konflikt entfernt, wie schon seit Ewigkeiten nicht mehr“, so Asselborn gegenüber dem *Land*. ps

Georges Engel,

Député-maire von Sassenheim, wird am 1. Januar 2020 den Vorsitz der LSAP-Fraktion von Alex Bodry übernehmen. Er wolle das Parlament stärken und dafür sorgen, dass Parteien und Abgeordneten mehr Mittel zur Verfügung haben, so Engel im Interview mit *RTL*. Ob er auch von seinem Posten als Bürgermeister von Sassenheim zurücktreten wird, lies Engel jedoch offen. Tatsächlich erlauben es die Statuten der Partei sowohl Fraktionsvorsitzender als auch Bürgermeister zu sein, selbst wenn die LSAP sich seit Jahren für ein Ende der Doppelmandate im Wahlkampf ausspricht. Alex Bodry hat dabei einen Präzedenzfall geschaffen und legte als Fraktionspräsident 2014 das Bürgermeisteramt in Düdelingen nieder. „Ich werde meinem Nachfolger bei Gelegenheit wärmstens ans Herz legen, das gleiche zu tun“, so Bodry gegenüber dem *Land*. Der Arbeitsaufwand an der Spitze der Fraktion mache die Ausübung eines weiteren Mandats „schwierig“. ps

De Bock zum Gärtner



Si les ondes ne valent plus rien, il nous reste la surveillance, semble s'être dit le gouvernement en nommant, vendredi dernier, un ancien de RTL Group à la direction de l'organe de surveillance Alia (Autorité luxembourgeoise indépendante de l'audiovisuel), Paul H. Lorenz. L'homme, qu'on retrouve sur le web souriant à côté de ses éditoriaux pour l'une ou l'autre Fête du raisin et du vin à Grevenmacher, a une formation en gestion d'entreprises et est passé par la Banque générale et LuxDevelopment avant d'intégrer RTL Group en 1990, où il était en charge du développement des télévisions. En 1996, il fonde *RTL7* en Pologne, qu'il dirige durant presque quatre ans, avant de revenir au Luxembourg et se lancer dans le développement de sites web et d'applications. Lorenz remplace Romain A. Kohn, premier directeur de l'Alia, dont le conseil d'administration s'est séparé de manière aussi subreptice que brutale. Kohn avait critiqué plusieurs fois RTL Luxembourg, pour son refus de publier les spots électoraux de Déi Lénk en français en mai de cette année ou, en 2016, dans l'affaire Lunghi/Schram (photo : RTL), où l'organe avait même émis un blâme. Or, à l'heure où RTL Group annonce la réduction radicale de ses équipes au Luxembourg (voir *d'Land* 36/19), une surveillance extrêmement bienveillante de ses chaînes adoucira peut-être le géant de l'audiovisuel. jh

Unzufriedene Lehrer

Repräsentativ ist die Umfrage unter 370 Sekundarschullehrern nicht, die die Fragebögen der Lehrerergewerkschaft SEW ausgefüllt haben. Laut SEW-Präsident Patrick Arendt geben die Antworten gleichwohl Aufschluss über die Stimmung an den Lyzeen im Land: Demnach sind die Sekundarschullehrer nicht ganz so unzufrieden mit ihrem Beruf wie die Grundschullehrer, deren Umfrageergebnisse im Juni veröffentlicht wurden (62 gegenüber 85 Prozent). Rund 80 Prozent der Sekundarschullehrer fühlen sich beruflich nicht anerkannt. Und obwohl nahezu alle Befragten (97 Prozent) den Beruf gerne ausüben, würden ihn heute nur noch 42 Prozent wieder ergreifen (61 Prozent in der Grundschule). Der SEW macht als Grund für die grassierende Unzufriedenheit unter den Lehrern fehlende personelle und infrastrukturelle Mittel aus, um die verschiedenen Reformen in den Schulen umzusetzen. Dem kürzlich veröffentlichten *Bildungsbericht 2019* der OECD zufolge liegt Luxemburg an der Spitze der OECD-Ländergruppe bei den Bildungsinvestitionen mit rund 18 000 Euro pro Schüler; davon machen die Lehrergehälter den größten Batzen aus. Das Bildungssystem hierzulande ist sozial sehr ungerecht, Luxemburg ist nach Kolumbien und Mexiko das OECD-Land mit den meisten Schulabbrechern. ik

75 Jahre Befreiung

Presse und Politik haben diese Woche ausführlich an 75 Jahre NS-Befreiung erinnert (Foto: SIP). Das *Luxemburger Wort* hat dem Ereignis gleich mehrere Seiten gewidmet, die Politik lud zu einer Zeremonie beim Monument national de la Solidarité luxembourgeoise auf dem Kanounenhiwwel ein sowie zu einer akademischen Sitzung im symbolträchtigen Cercle-Gebäude. Dabei wurde klar, dass die Erinnerung an die Befreiung auch 2019 vor allem im nationalen Rahmen stattfindet, die Luxemburger Nation sei von den US-Amerikanern von Joch und Leid befreit worden. Der gesamteuropäische Kontext blieb ebenso außen vor, wie die Tatsache, dass der Krieg sich vor allem im Osten entschieden hat und der Sieg der Alliierten schon vor Kriegseintritt der Vereinigten Staaten durch die Sowjetunion eingeleitet wurde. ps



Datenaffäre geht weiter

Drei weitere Datenbanken bei der Polizei wollen die CSV-Abgeordneten Laurent Mosar und Gilles Roth in Erfahrung gebracht haben: eine mit Fotos, eine über Drogenabhängige sowie eine Datenbank zu Disziplinarverfahren bei der Polizei. In drei Dringlichkeitsfragen verlangen sie von Polizeiminister François Bausch (Déi Gréng) Aufklärung und wollen wissen, was die jeweilige Rechtsgrundlage, der Zweck und die Zugangsregelungen und Speicherfristen der unterschiedlichen Datenbanken sind. Bausch hatte in einem Interview mit *RTL* diese Woche zugesagt, bald ein Inventar aller bei der Polizei eingerichteten und genutzten Datenbanken vorzulegen. ik

Nachtrag

Stalking (*harcèlement obsessionnel*) ist seit 2009 auch in Luxemburg strafbar (*d'Land* vom 6. September). Dazu zählt neben dem hartnäckigen Nachstellen vor der Wohnung, bei der Arbeit oder anderswo auch das hartnäckige Belästigen durch SMS oder E-Mail. Psychische Gewalt (*harcèlement moral*) in der Beziehung etwa durch herablassende Äußerungen, Beschimpfungen, Drohungen ist in Luxemburg, anders als in Frankreich, kein eigener Straftatbestand. Ähnlich wie in Frankreich (und in anderen EU-Ländern) berichten auch hierzulande Frauen, die sich durch ihren Partner bedroht und gestalkt fühlen, dass die Polizei nicht jeden gemeldeten Stalking-Fall als solchen erkennt und verfolgt.

Über die erstaunliche Karriere von Nicolas Schmit. Oder: Wie ein Diplomat aus Versehen Politiker wurde

Ein Mann will nach oben

Pol Schock

Lebenstraum „Ich habe doch gesagt, ich werde es schaffen, auch wenn ich ein Mann bin“, sagt Nicolas Schmit zur Begrüßung. Angestrengtes Lächeln. Kurzer Händedruck. Kein Augenkontakt.

Seit dieser Woche ist klar, dass Nicolas Schmit nächster Luxemburger EU-Kommissar wird. Er hat die designierte Präsidentin Ursula von der Leyen davon überzeugt, Teil ihres Teams zu werden und erhält sogar das bevorzugte Ressort Beschäftigung. An der letzten Etappe, der Befragung im EU-Parlament, wird Schmit nicht mehr scheitern. Damit erfüllt er sich am Ende seiner langen Karriere als Politiker, hoher Beamter und Diplomat einen Lebenstraum. Denn aus seinem Europafetisch hat er nie einen Hehl gemacht, gleich mehrmals hat er den Absprung aus der nationalen Politik gesucht. Und so titelten mehrere Medien diese Woche, Schmit sei endlich am Ziel.

Schmit selbst widerspricht dieser Deutung. Er habe eigentlich nie einen Masterplan gehegt, sich nie Ziele gesteckt. „Die Dinge haben sich ergeben.“ Minister, Mitglied im Staatsrat, Leiter der ständigen Vertretung in Brüssel, Mitverfasser der Maastrichter Verträge, Berater von Jacques Poos, Pierre Werner und Gaston Thorn – tatsächlich lässt sich anhand seines Lebenslaufs nicht nur ein halbes Jahrhundert luxemburger Geschichte rekonstruieren, er zeugt auch von Spontanität und Sprunghaftigkeit. Es ist ein Hin und Her zwischen Politik und hohem Beamtentum, zwischen öffentlichem Parkett und Hinterzimmer, das zu einer erstaunlichen Akkumulation von Posten geführt hat. Schmit ist jemand, der sich Optionen offenhält – ein Opportunist im besten Sinne, der Gelegenheiten beim Schopfe greift.

Zudem vereint Schmit Widersprüche. Das bezeugen nicht nur enge Vertraute, das gesteht er auch selbst. Bedacht, aber impulsiv. Intelligent, aber mitunter naiv. Rhetorisch begnadet, trotz mangelndem Charisma. Ein Netzwerker, aber ohne Hausmacht in der eigenen Partei. Diplomatisch, aber unfähig Smalltalk zu führen. Distinguiert, aber mit Hang zum *Franc-parler*.

Am Anfang war der Krieg Nicolas Schmit ist 1953 als einziger Sohn eines Schreinerangestellten in Niederkorn geboren. Er entstammt einfachen Verhältnissen, der „classe ouvrière“ wie er selbst sagt. Sein Großvater starb am 11. Mai 1940 in Differdingen beim Einmarsch der Wehrmacht als eines der ersten Opfer des Zweiten Weltkriegs.

Dabei war für ihn früh klar, dass er nach oben will. Und seine Eltern haben ihn dabei stets unterstützt. Nach seiner Premiere A im Lycée de Garçons Esch zieht es ihn an die Universität. Er selbst will am liebsten Politik studieren, die Eltern sind skeptisch. „Sie wollten, dass ich etwas Handfestes wähle.“ Er macht den Eltern den Gefallen, aber rückt nicht von der eigenen Vorstellung ab. Er studiert französische Literatur und Geschichte, um sich die Möglichkeit offen zu halten, Lehrer zu werden und belegt gleichzeitig ein Studium an der Sciences Po in Aix. Ein Doppelstudium, das ihn fordert, aber nicht überfordert.

Das akademische Milieu liegt ihm. Ideenaustausch, debattieren, fachsimpeln – der junge Schmit blüht

Schmit ist jemand, der sich Optionen offenhält – ein Opportunist im besten Sinne, der Gelegenheiten beim Schopfe greift

auf. Er freundet sich mit seinem Professor, dem Diplomaten Stéphane Hessel an, lernt seine erste Frau kennen und schreibt eine Doktorarbeit über die Regulierung von Freihandel in der Europäischen Union. „Alles sah danach aus, dass ich eine akademische Karriere verfolge oder bei einer internationalen Institution anheure“, so Schmit rückblickend.

Ghostwriter Doch es kam anders. Und Schuld daran war Gaston Thorn. „Ich bin mit 25 Jahren Gaston Thorns Ghostwriter geworden“, sagt Schmit, hält für einen Moment inne und nickt dann mit seinem Kopf. Er war zu diesem Zeitpunkt bereits Mitglied in der LSAP und im französischen PS, aber als Politiker bezeichnet er sich rückblickend nicht. Er nahm als reservierter Student an den Sitzungen der Unel (Union Nationale des Étudiants du Luxembourg) teil und beobachtete mit Argwohn die ideologisch geprägten Debatten von Maoisten, Trotzkisten und Stalinisten. „Mein Herz schlägt links“, so Schmit, „aber ich habe nie an den Erfolg einer Revolution geglaubt.“ Vielmehr müsse man die Verhältnisse „von innen“ verbessern. Schmit knüpfte in den wilden Jahren der Unel jedoch Kontakte, die sich zu langjährigen Freundschaften entwickelten: So etwa mit Jean-Claude Reding, dem späteren OGBL-Präsidenten.

Die Zusammenarbeit mit dem liberalen Staatsminister Gaston Thorn ist fruchtbar – Schmit erweist sich als kluger Redenschreiber, dessen Texte selbst in ausländischen Medien wie *La Libre Belgique* publiziert werden. Und als die CSV Ende der 1970-er-Jahre erneut das Staatsministerium erobert, muss Schmit seinen Platz nicht räumen. Er wird Ghostwriter von Pierre Werner. „Un Grand Monsieur“, so Schmit, den er zeitlebens nie mit Vornamen ansprach. Er habe vor allem Werners Gelassenheit geschätzt: Schmit erinnert sich daran, als Werner eine Rede im Parlament begonnen hatte, während er mit seinen Kollegen

im Hinterzimmer noch am Ende des Textes feilte und erst später die definitive Version ans Rederpult brachte. „Das war für Werner kein Problem.“

Doch Schmit verließ den „Grand Monsieur“. Ihm wurde ein Angebot unterbreitet, das er nicht ablehnen wollte. 1982 kam der Ruf ins Außenministerium von Jacques Poos. Internationale Beziehungen, auswertiges Amt – es war die Welt, nach der Schmit während des Studiums so sehr gestrebt hatte. Den LSAP-Außenminister bezeichnet er dabei als „Mentor“, auch wenn Bekannte und Wegbegleiter sagen, er habe unter Poos sehr gelitten. „Es stimmt, ich war sehr streng“, sagt Poos. Aber er habe auch das „außerordentliche Potenzial“ in Schmit erkannt und ihm dazu geraten, den Weg der diplomatischen Karriere wieder zu verlassen und in die Politik zu gehen. Poos schlägt Schmit vor, sich 1989 für den Posten des LSAP-Fraktionssekretärs zu bewerben. „Das war noch immer ein Sprungbrett in unserer Partei.“

Diplomat Nicht so für Schmit. Nach zwei Jahren reicht es ihm, er zieht sich entnervt ins Außenministerium als Beamter zurück. Es bleibt bei einem vorerst kurzen Gastspiel in der Welt der professionellen Politik. Allerdings warten neue Herausforderungen: Er lässt sich von der LSAP in den Staatsrat wählen und hat die Möglichkeit, für Luxemburg an den Maastrichter Verträgen mitzuarbeiten. Es sei die Phase gewesen, in der er begriffen habe, wie die Europäische Union funktioniert. „Seither habe ich die Union im Blut.“ Zudem ist es auch die Phase, in der er nachhaltige Bekanntschaften mit gleichaltrigen Technokraten macht: Jim Cloos, Gaston Reinig, Jos Weyland, Yves Mersch.

Schmit war über mehrere Jahre zufrieden als hoher Beamter im Außenministerium, bis zum Zeitpunkt, als die Regierung von Jean-Claude Juncker und Jacques Poos einen Nachfolger für Jean-Jacques Kasel an der Spitze der ständigen Vertretung der Europäischen Union (RP) in Brüssel suchte. Und Juncker war der Auffassung: „De Schmit soll daat maachen.“ Schmit ließ sich für den Wechsel begeistern und übernahm ab 1998 die Leitung der RP in Brüssel. Wenige Jahre später war es erneut Jean-Claude Juncker, der mit einem Wunsch an Schmit herantrat. Die luxemburger Präsidentschaft stand bevor. Er sollte Staatssekretär von Außenminister Jean Asselborn werden. Ein Aufpasser und Ausputzer für Asselborn, der bis dato keine Erfahrungen in der Welt der internationalen Beziehungen aufweisen konnte. Schmit lehnte ab. Als man ihm statt dem Posten des Staatssekretärs das Amt des stellvertretenden Außenministers anbot, sagte er doch zu. Und so zog er mitsamt Familie und seiner Frau aus zweiter Ehe ins Müllerthal.

Politiker Die Zusammenarbeit zwischen Schmit und Asselborn verlief selten harmonisch, aber sie funktionierte. Der Besserwisser Schmit sei es gewohnt gewesen als Beamter sich in Hierarchien zu ordnen, Asselborn jedoch kompensierte mangelnde Fachkenntnisse mit Machtdemonstration, so jemand, der das Verhältnis aus der Nähe beobachten konnte.

Dennoch behaupten viele, dass Schmit es nicht mehr geschafft habe zum Vollblutpolitiker zu werden. Denn als typischer Technokrat handelte er stets lösungsorientiert. *Solutions first!* Seine Fachkompetenz sei überwältigend, sein Intellekt mes-

serscharf, seine Zunge spitz. Was ihm in seiner Zeit als Politiker aber stets mangelte, war das Empathische, die persönliche Verbindung zu Menschen. Er ließ sich ungern auf Gespräche über das Wetter, Sportresultate oder Kindergeburtstage ein und interessierte sich wenig für die Befindlichkeiten seiner Mitmenschen. Und es kam vor, dass er sich an die Gesichter seiner Mitarbeiter schlichtweg nicht mehr erinnern konnte. Ein Kapitalvergehen für einen Politiker, das ihm den Ruf der Unnahbarkeit, ja der Arroganz einbrachte.

Schmit ärgert sich bis heute über dieses Image. „Ich bin etwas distanziert“, so Schmit. „Aber es stört mich doch sehr, dass die Menschen denken, ich sei arrogant.“ Er könne allerdings niemandem die Schuld dafür geben – nur sich selbst. Es sei ihm als Politiker nicht gelungen, dieses Image zu revidieren. „*Nobody's perfect*“, sagt Jean Asselborn dazu.

Verpasste Chance Schmits größter politischer Erfolg und Fehler liegen zeitlich nah beieinander. Als Luc Frieden in den Tripartitegesprächen von 2010 sein Austeritätsprogramm für Luxemburg vorlegt, platzt ihm der Kragen. „Dat war alles totale Schäiss“, so Schmit. Doch niemand habe widersprochen – selbst Juncker und Asselborn boten Frieden kein Paroli. Im Anschluss an die Sitzung gibt Schmit, der mittlerweile Arbeitsminister ist und die Mission hat, die Adem nach Jahren des CSV-Reformstaus zu reformieren, ein Interview, in dem er von Friedens Plänen radikal abbrückt. Beim anschließenden LSAP-Kongress hält er eine leidenschaftliche sozialistische Rede mit Standing Ovations. Der „Held von Moutfort“ war geboren. „Mir war es allerdings nicht gelungen, daraus politisch Kapital zu schlagen“, so Schmit. Das hängt damit zusammen, dass wenig später die unrühmliche Polizeiaffäre begann. Bis heute redet Schmit nicht gerne über die Geschichte. Aber er bezeichnet es als seinen „größten politischen Fehler“, seinen Sohn auf das Polizeiamt begleitet zu haben, nachdem dieser Ärger mit einer Polizeikontrolle hatte. „Ich war komplett naiv.“ In der Folge ging die Rede von Amtsmissbrauch – Schmit erholte sich in den Umfragen nicht mehr von diesem Fehler, ihm gelang es nicht die Affäre hinter sich zu lassen.

„Ich wollte aufhören und suchte nach einem Ausweg.“ Er fand ihn 2011 im Posten des stellvertretenden OECD-Generalsekretärs. Sein erneuter Wechsel in die Welt der internationalen Beziehungen galt bereits als sicher, doch die belgische Regierungskrise machte die Pläne zunichte. „Une tentative ratée“, nennt Schmit es. Später sollten weitere Versuche folgen, die scheiterten: Es gelang ihm nicht, ein Superministerium zu gründen, nachdem Jeannot Krecké sich als Wirtschaftsminister zurückzog. Es gelang ihm nicht, Botschafter in Paris zu werden. Es gelang ihm nicht, 2014 EU-Kommissar zu werden. Es gelang ihm nicht, die Nachfolge von Henri Grethen beim europäischen Rechnungshof anzutreten. Und es gelang ihm auch nicht, europäischer Spitzenkandidat der Sozialdemokraten für die EU-Wahlen 2019 zu werden. Aber: Es ist ihm schließlich gelungen, sich gegen den Kontrahenten Etienne Schneider im Oktober 2018 durchzusetzen und Ursula von der Leyen zu überzeugen, nächster luxemburger EU-Kommissar zu werden. Wie? Man habe ihn gebeten, neben seinem Lebenslauf noch einen kurzen persönlichen Text an Ursula von der Leyen zu schicken. „Ich habe lediglich hingeschrieben: married, four children“, das sei bei der siebenfachen Mutter äußerst gut angekommen, so Schmit.

Ausgelassenes Lächeln. Langer Händedruck. Augenkontakt.



Christine Achmann

Minister, Mitglied im Staatsrat, Leiter der ständigen Vertretung in Brüssel, Mitverfasser der Maastrichter Verträge, Berater von Jacques Poos, Pierre Werner und Gaston Thorn – Nicolas Schmit besitzt ein außerordentliches Talent, Posten zu sammeln

In heikler Mission



Sam Tanson, grüne Ministerin, muss ihre Energie nun auf drei Ressorts, Wohnungsbau, Kultur und neuerdings Justiz, aufteilen

Ines Kurschat

Bisher laufe alles nach Plan, so Romain Saget in Brüssel. Vom Ausfall des Luxemburger Justizministers hatte der Verantwortliche für Presseanfragen des Rats für Justiz und Inneres noch nichts gehört. Bis zum 8. Oktober, wenn das nächste Justizminister-Ratstreffen in Luxemburg ansteht, bleibt noch Zeit. „Normalerweise schicken sie dann einen Vertreter.“

Das ist, seit der großherzogliche Erlass am 6. September in Kraft getreten ist, Sam Tanson. Die grüne Wohnungsbau- und Kulturministerin hat das Ressort von ihrem, nach einem Herzstillstand weiterhin im Krankenhaus liegenden Parteikollegen Félix Braz „temporär“ übernommen. Das heißt: Sie entscheidet und unterzeichnet für ihn, leitet Arbeitsgruppen, sie fährt auf Ratstreffen nach Brüssel. Kurz: Tanson führt bis auf weiteres für Braz alle Geschäfte im Justizministerium.

Eine der Prioritäten ist die Reform des Waffengesetzes. Andernfalls drohen empfindliche Geldstrafen aus Brüssel

Ob oder wann aus dem Provisorium eine Kabinettsumbildung wird, dazu wagt derzeit niemand eine Prognose: Abwarten, was die Ärzte sagen, lautet die Devise nach innen wie nach außen. Premierminister Xavier Bettel (DP), am vergangenen Freitag erstmals zu dem Unglück öffentlich Stellung nehmend, hatte in knappen, ernsten Worten mitgeteilt, Braz' Zustand habe sich seit dem 27. August zwar stabilisiert. Er liege nicht mehr im Koma, sei bei „minimalem Bewusstsein“ und atme inzwischen selbstständig. Auf Spekulationen über die Zukunft wollte sich Bettel aber nicht einlassen.

Politikalltag geht weiter Während die Regierung also versucht, den tragischen Vorfall respekt- und rücksichtsvoll zu handhaben, geht der politische Alltag weiter. Laut Gesetz muss die Regierung binnen 15 Tagen Ersatz benen-

nen, fällt ein Minister dauerhaft aus. Am vergangenen Freitag stattete Sam Tanson der neuen Wirkstätte bereits einen kurzen Besuch ab. Sich zu ihrer neuen Funktion selbst äußern möchte sie derzeit nicht. Die Atmosphäre, erzählen Insider, die beim Treffen dabei gewesen waren, sei gedrückt, aber gefasst gewesen. Der ernsthafte und gründliche Braz genießt im Justizministerium breite Anerkennung. Anfang dieser Woche folgten Gespräche mit Zuständigen der Fachabteilungen: Das Ressort umfasst neben den Rechtsdezernaten auch die Organisation des Justizapparates und den Strafvollzug. Da das Ministerium unterbesetzt ist, wird überall mit Hochdruck gearbeitet. Das wird in den kommenden Monaten so bleiben: Egal, wie lange Tanson für die Justiz verantwortlich zeichnet; bei vielen Vorhaben drängt die Zeit und drücken Fristen.

Bei der Reform des Waffengesetzes bestimmt das Ministerium den Kalender nur bedingt: Dass die EU-Länder geltende Waffengesetze überprüfen und verschärfen sollen, sieht eine EU-Direktive von 2017 vor. Sollte sich Luxemburg bei der Umsetzung verspäten, riskiert es eine Geldstrafe. Tanson soll sich bereits eingelezen haben. Das Dossier gilt als delikat: Nachdem Waffenbesitzer und Sammler gegen das Vorhaben Sturm gelaufen waren, voll automatische Schusswaffen komplett schussunfähig zu machen, hatte auch der Staatsrat mit 18 Einwänden, die meisten wegen Verletzung der Persönlichkeits- und Eigentumsrechte, die geplante Verschärfung geradezu zerlegt. Braz musste nachbessern; die Arbeiten an den Änderungsvorschlägen sollen mittlerweile so weit fortgeschritten sein, dass der verbesserte Text bald der Justizkommission zur Begutachtung vorgelegt werden kann.

Justizausschuss pausiert vorerst Deren Mitglieder sind größtenteils aus den Ferien zurück, die Sitzungen der Ausschüsse beginnen diese Woche. Die ursprünglich noch für September geplante erste Zusammenkunft des Justizausschusses ist indes auf den 2. Oktober verschoben, Tagesordnung ungewiss. „Wir müssen schauen, wie die Vorbereitungen im Ministerium und beim Staatsrat laufen und werden dann unsere Prioritätenliste festlegen“, erklärt ihr Präsident, der grüne Abgeordnete Charles Margue, unter dem Eindruck des Geschehenen. „Es war uns als Grüne wichtig, dass Sam Tanson alle Befugnisse erhält, um das Ministerium vollwertig und sämtliche Arbeiten weiterführen zu können.“

Viel Atempause ist ihm nicht vergönnt, denn die Opposition – allen voran die CSV – steht in den Startlöchern und hält beim Datenschutz den Druck aufrecht. Die CSV-Abgeordneten Laurent Mosar und Gilles Roth haben weitere parlamentarische Anfragen zu den Polizeidatenbanken vorgelegt. Die fallen zwar in den Kompetenzbereich des Polizeiministers. Ein schwer mitgenommen wirkender François Bausch hatte Anfang vergangener Woche gegenüber *RTL Radio* angekündigt, die Überprüfung bestehender Rechtslücken beim Datenschutz sei bald abgeschlossen und ein erster Entwurf, der das polizeiliche Kameraüberwachungsprojekts Visupol rechtlich auf sichere Beine stellen soll, sei fast fertig.

Fingerspitzengefühl verlangt Die Datenschutzaffäre reicht über die Polizei hinaus bis in den Justizapparat. Wie es dort weitergeht, steht in den Sternen: Die Lösungssuche, darunter das Einziehen von präzisen Speicherfristen, gilt als schwierig, verlangt sie doch eine andere Datenschutzkultur, als sie bislang bei den Behörden vorgeherrscht hatte. Für Tanson ist das kein Spaziergang, sondern könnte zur Gratwanderung werden. Bausch betonte gegenüber *RTL*, die gelernte Juristin habe keinen Moment gezögert, für den verunglückten Braz einzuspringen und als kurzzeitige Präsidentin der Justizkommission und ehemalige Staatsrätin kennt sie den juristischen Fachjargon gut. Trotzdem muss sie sich in die Themen einarbeiten.

Dabei geht es nicht nur um die Lektüre von Texten, sondern auch darum, die Handschrift des Ministers, seine inhaltlichen Schwerpunktsetzungen zu verstehen. Von Braz, der sein Jurastudium an der Pariser Sorbonne nach einem Jahr abgebrochen hatte und in den Journalismus wechselte, wird gesagt, bei der Justiz und insbesondere der Generalstaatsanwaltschaft beliebt zu sein, weil er sie wiederholt vor Kritik von außen in Schutz genommen hat – was ihm wiederum Kritik von anderer Seite eingebracht hatte. Sam Tanson gilt als ebenso gründlich und beharrlich wie Braz, würde

als ehemalige Anwältin vielleicht jedoch andere Akzente setzen. Ihr Spielraum ist aber, weil sie kommissarisch agiert, begrenzt. Keine einfache Aufgabe, da sie zudem ihre beiden anderen Ministerien, Kultur und Wohnungsbau, behält und sie in diesen Ressorts wichtige Neuorientierungen plant.

Schlüsselressort Das Justizressort lässt sich aber auf Dauer nicht nebenbei führen, denn es ist ein Schlüsselressort für mehrere Kernanliegen der Regierungskoalition. Etwa die geplante Legalisierung von nicht-medizinischem Cannabis-Konsum. Die Fäden des international viel beachteten Vorhabens hält zwar Gesundheitsminister Etienne Schneider (LSAP) in der Hand. Aber die Arbeitsgruppe, die das Mammutvorhaben rechtlich absichern soll, wird vom Justizministerium geleitet. Braz und Schneider hatten einen ehrgeizigen Zeitplan vorgesehen. Angesichts der Ereignisse scheint der Herbst als Termin, um dem Regierungsrat ein fertiges Konzept vorzulegen, nunmehr zu ehrgeizig. „Wir müssen uns vielleicht auf eine zeitliche Verschiebung einstellen, hoffen aber, das Konzept vor Ende des Jahres vorstellen zu können“, heißt es dazu aus dem Gesundheitsministerium.

Auch der Drogenbeauftragte Alain Origer, den das *Land* in Brüssel kontaktierte, ist vorsichtig. Das Konzept bilde „den Auftakt“, auf den „weitere Schritte folgen“. Dazu zählen Gesetzestexte, die noch geschrieben werden müssen, aber auch Beratungen mit und Vorbereitungen in anderen Ministerien, wie dem Bildungsministerium, das sich um die schulische Prävention kümmert. Und dann ist da noch die politische Opposition, die sich bislang mit Kritik zurückhält. Das dürfte sich aber ändern, sobald Details bekannt werden.

Ein andere, gemessen an der Länge der Beratungen und des damit verbundenen Paradigmenwechsels, große – und überfällige – Initiative gilt dem Jugendschutz: Hier wird Braz vielleicht am stärksten fehlen. Er hatte sich der Reform persönlich angenommen, war bei fast allen Beratungen der Arbeitsgruppe dabei und hatte die – sehr kontrovers bis emotional verlaufende Debatte – mitgeprägt. Sein erster repressiver Entwurf, der Forderungen der Jugendstaatsanwaltschaft und der Jugendrichter weit entgegenkam, löste bei Menschen- und Kinderrechtlern jedoch einen Sturm der Entrüstung aus. Nach strenger Kritik auch durch die Präsidentin des Genfer UN-Kinderrechtskomitees sagte Braz zu, den Text in wichtigen Punkten zu überarbeiten. Das bedeutet aber auch: neue schwierige Beratungen mit der skeptischen Justiz. Diese knifflige Aufgabe fällt jetzt Sam Tanson zu.

Stressalarm Weitere wichtige Reformen, die nun drohen, mehr Zeit zu brauchen, sind die Verfassungsreform und das Notariatsgesetz, wo Luxemburg in der Pflicht steht, den Berufsstand für AusländerInnen zu öffnen. Bei der Vormundschaftsreform, nicht mehr zeitgemäß, da in zentralen Punkten sehr paternalistisch geprägt, muss das Ministerium liefern; sie ist lange fällig und Teil des Aktionsplans zur UN-Behindertenrechtskonvention. Ebenso beim Abstammungsrecht.

Und als wären die zahlreichen gesetzgeberischen Vorhaben nicht genug, muss Tanson bereits verabschiedete Texte umsetzen, einer der wichtigsten ist die Strafvollzugsreform. Dabei geht es einerseits darum, dass die Resozialisierung innerhalb und außerhalb der Gefängnisse besser aufgestellt und vernetzt wird, aber nicht nur: Im August hatte sich die Vereinigung der Gefängniswärter bitter über ihre Arbeitsbedingungen beschwert und Braz öffentlich im *Luxemburger Wort* Untätigkeit und Wortbruch vorgeworfen. Er habe Zusage, etwa eine Risikoprämie einzuführen und die Laufbahn aufzuwerten, nicht eingehalten. Die Prämie ist seit letzten Freitag Realität; weil weitere Forderungen, wie die Aufwertung des Wächterstatus, die Gehältertablette betreffen, soll nun zusammen mit dem Ministerium für den öffentlichen Dienst nach Lösungen gesucht werden.

Stimmen aus Tansons Partei sind sich angesichts des Bergs an zusätzlicher Arbeit sicher: Selbst wenn die kommissarische Justizministerin ihr Bestes gibt und ihre ganze Energie zwischen den Zuständigkeiten dreiteilt, ist die Situation auf Dauer nicht haltbar und wird der Zeitplan im Justizministerium nicht eingehalten werden können. Sie warnen vor einem allzu rigiden Zeitdiktat und zu hohen Erwartungen. „Schon aus gesundheitlichen Gründen“, heißt es besorgt.

Auf Sam Tanson warten als kommissarische Justizministerin einige Großvorhaben. Es zeichnet sich ab: Mancher Zeitplan wird zu eng



Stefanie Knill de l'Uni.lu, avec les étudiants Claude Ewert et Eric Demarche ; l'équipement technique de la salle de spectacles dite « petite Rockhal » à la Maison des arts et des étudiants ; Francesco Cascio et Martin Lecoutère du CCSA dans leur bureau

Sous le béton, la liberté ?

josée hansen

Aspirations étudiantes « Nous aimerions un jour avoir un espace où, s'il tombe un peu de peinture sur le sol, il n'arrive pas tout de suite la police », sourit Francesco Cascio avec son petit accent italien. Étudiant en master en philosophie à l'Université de Luxembourg à Belval, il a auparavant fait des études dans plusieurs villes européennes, que ce soit à Rome ou à Cologne. D'où sa certitude : à Belval, « il manque surtout de la liberté ! » Pour y remédier, il a fondé en novembre dernier, avec plusieurs de ses camarades, la Conscious and Cultural Student Association (CCSA), une des treize associations d'étudiants de l'université, forte désormais d'une quarantaine de membres. Elle a pour ambition d'organiser des événements fédérateurs, « multi-culturels, multi-disciplinaires et immersifs », qui réunissent non seulement les étudiants de l'Uni.lu, mais au-delà, aussi la population de tout le sud du pays.

Francesco raconte le parcours typique de l'étudiant international débarquant au Luxembourg : au début, il loge, comme 140 autres jeunes, dans une des résidences étudiantes à Belval, dans ces studios très individualistes, avec coin kitchenette – « mais j'ai très vite demandé de changer ». Car, se rappelle-t-il, « après six mois, tous les internationaux se retrouvent en dépression ». Depuis, il habite à Esch, qui accueille quelque 400 étudiants désormais dans différentes résidences, plus communautaires, où il y a de la vraie vie autour, surtout le soir et le week-end.

Quelques jeunes jouent au basket devant les hauts-fourneaux, ce mardi soir vers 19h30, quelques employés des *start-up* ou de la banque restent encore scotchés derrière leur ordinateur à cette heure entre chien et loup. Une dame promène son chien, le centre commercial accueille les derniers clients avant que les restaurants prennent la relève. Mais sinon, le site de Belval est désert. La Maison des arts et des étudiants (MAE) est ouverte jusqu'à 22 heures ; un employé d'une société de sécurité privée assure l'accueil. Au premier étage, un seul espace est éclairé : le bureau de la CCSA, où Francesco Cascio, le

« Toute l'université à Belval est comme une luxueuse voiture neuve qu'on ne prête même pas à son meilleur ami. » Soushy Shokoufeh

trésorier de l'association, Soushyanes Shokoufeh (dit Soushy), le secrétaire, et Martin Lecoutère, le président, travaillent d'arrache-pied pour finaliser leurs deux grands événements de la rentrée : ce vendredi 13 septembre, après le *Welcome Day* de l'Université, la « Belval Multicultural Night » accueille une trentaine d'artistes dans trois bars sur place (Rockhal-café, Coppers et MK Bar), alors que le 27 septembre, une soirée « Uni.lu Opening Festival » a lieu dans la grande salle de la Maison des arts et des étudiants.

Monolithe Le bâtiment monolithique, sans fenêtres, mais entièrement éclairé par de la lumière zénithale, est installé à côté de la Maison du savoir, entre le restaurant universitaire et la très sombre Maison du nombre. Conçu dans un esprit zen et minimaliste par les architectes Witry & Witry, il a finalement été achevé par Jim Clèmes, qui a choisi de l'habiller d'une façade dorée. Prise en fonction durant la dernière année académique, certains de ses espaces, notamment la « student lounge », n'ont été achevés qu'en mai. « Toute l'université à Belval, comme cette MAE, c'est un temple, une bijouterie... comme une luxueuse voiture neuve qu'on ne prête même pas à son meilleur ami », blague Soushy. Sur cinq étages, les volumes sont généreux, les cages d'escaliers monumentales, et les meubles très colorés sont design. La « petite Rockhal » comme les étudiants appellent la salle de spectacles, est à cou-

per le souffle du point de vue des équipements techniques. Flexibles, ils permettent d'accueillir jusqu'à un millier de personnes pour des événements – comme une journée consacrée au *gaming* l'année dernière, organisée par les étudiants –, des concerts et, pourquoi pas, aussi des spectacles de théâtre. « Mais la Maison des arts est toujours vide, regrette Francesco, c'est seulement un symbole ».

Hogwarts « Bien sûr que Belval, ce n'est pas encore le campus de Hogwarts où une de ces universités prestigieuses installées dans un château que l'on voit dans les films, des étudiants lisant sur l'herbe du parc, admet Claude Ewert. Mais on a fait beaucoup de progrès ». À deux semaines de son départ pour l'Université de Cambridge, où il entamera un doctorat en histoire, Ewert est encore président de la délégation des étudiants de l'Uni.lu et souhaiterait, comme le recteur Stéphane Pallage, la bienvenue au millier de nouvelles recrues qui viendront découvrir leur nouvelle université aujourd'hui, dans une ambiance qui se veut festive et décontractée. Et il leur dira, comme l'année dernière, que l'Université leur appartient, qu'ils ne sont plus au lycée (une rupture de mentalité que beaucoup de Luxembourgeois ont du mal à faire, surtout ceux qui continuent à habiter chez leurs parents) et qu'ils doivent s'approprier le campus. Ayant fait tout son cursus universitaire, bachelor et master, au grand-duché, Ewert a connu les campus de Limpertsberg, puis de Walferdange et, à partir de 2015, à Belval. « Ici, les équipements sont quand même au top ! », affirme Ewert : téléviseurs en haute définition dans tous les auditorios, « avec lesquels tu peux faire des présentations comme un chef », imprimantes 3D pour les architectes, réseau wifi super-performant, « et puis : je n'ai vraiment jamais vu aucune autre université avec des escalators ! »

Claude Ewert a aussi connu tous les stades de la présentation étudiante. La délégation officielle qu'il préside aujourd'hui est la plus structurée à ce jour : il y a un représentant pour 500 étudiants, soit huit représentants démocratiquement élus et légitimés¹. En seulement un an, elle est devenue un important or-

gane de représentation des étudiants et d'articulation de leurs doléances, aussi en direction du rectorat.

Problèmes structurels « La première année, on ne pouvait s'asseoir nulle part sur le campus, se souvient aussi Stefanie Knill. Aujourd'hui, on a des bancs et des îlots avec des chaises partout ». Knill est d'origine suisse et actuellement directrice faisant fonction du service des étudiants du rectorat. En faisant visiter la MAE ce mercredi, elle concède que « effectivement, il faut encore qu'il y ait plus de vie ici ». Elle assure la coordination des activités internes, notamment *Campus art* et *Campus sport*, ainsi que des manifestations comme le *Welcome Day*. Les associations d'étudiants sont structurées soit selon les origines des étudiants, comme celles des Indiens, des Chinois ou des Africains, selon les études, comme le Cercle des étudiants en sciences et technologie dont fait partie Eric Demarche, ou avec un but culturel, comme la CCSA. Jouissant d'une personnalité juridique propre en tant qu'asbls, elles sont officiellement reconnues par l'Uni.lu, qui leur accorde de modestes aides financières pour leur fonctionnement régulier (600 euros/an) et des appuis logistiques (mise à disposition de bureaux, possibilité d'impression, communication...). « Après, nous soutenons aussi les activités de ces associations », explique-t-elle, pour autant que ces activités s'adressent à la communauté estudiantine.

Les principaux problèmes du campus Belval sont structurels : premièrement, il s'agit d'une ville nouvelle décidée il y a deux décennies et installée sur une friche, où tout était à inventer, de l'urbanisme en passant par l'architecture jusqu'à son exploitation. Des erreurs ont été faites à ce stade par la société de viabilisation Agora, comme cet urbanisme géométrique brutal, sans véritable centre, qui s'avère aujourd'hui très désagréable, notamment à cause des couloirs de vent qui font qu'on n'a pas envie de rester à l'extérieur. (Les arbres pourraient aider à moyen terme.) Deuxièmement, l'État a chargé un établissement public, le Fonds Belval, de la construction de toutes les infrastructures publiques

sur le site, notamment de la Cité des sciences, puis de leur exploitation, au lieu de les transférer à l'Uni.lu. (Ce que cette dernière aurait préféré.) C'est une décision politique, aussi dans l'espoir de pouvoir rentabiliser l'investissement en louant les bâtiments à des privés. Mais cela alourdit au quotidien toutes les activités universitaires. Même si la bonne collaboration avec le Fonds Belval est soulignée par tout le monde, surtout pour la MAE. « Les locaux n'ont jamais été plus animés qu'avant l'été, pour le tournage de la série *Bad Banks* », s'amuse les étudiants de la CCSA, avant de regretter justement que tout ici soit « business orienté ». « Nous, ce qu'on demande, c'est qu'ils arrêtent de prendre des décisions à la place des étudiants », dit Soushy.

Or, les problèmes structurels sont aussi du côté des étudiants : peu nombreux, ils sont en plus extrêmement disparates. La moitié sont Luxembourgeois ou résidents et vivent la fac un peu comme une prolongation du lycée. En plus, c'est moins prestigieux de faire tous les jours un aller/retour en voiture ou en train de chez ses parents que de pouvoir impressionner les copains avec un fil Instagram d'images de Paris ou de Londres – donc l'Uni.lu est vécue comme un échec. Les étudiants luxembourgeois gardent souvent leurs vieilles habitudes et rentrent chez eux après le cours. Ensuite, il y a les internationaux, qui font preuve de degrés d'engagement différents pour la vie commune. Entre toutes ces différentes communautés, il manque souvent une cause à laquelle s'identifier. Et Francesco, Soushy et Martin de raconter ces collègues venus d'Inde ou du Tibet avec des économies réalisées par leurs familles durant des années et qui n'ont tout simplement pas les moyens de se payer un concert à la Rockhal ou une bière dans un bar luxembourgeois. Pour cela, l'ouverture de la bibliothèque universitaire, en accès libre et gratuite, jusqu'à 22 heures (et désormais même le week-end), fut un saut quantique. La vie étudiante à Belval avance à (tout) petits pas.

¹ En 2018/19, l'Université du Luxembourg comptait 6 500 étudiants, dont 4 000 à Belval et les autres (droit, économie...) à Limpertsberg et au Kirchberg.



Le Gaart Belval est une oasis de liberté et de bidouillage sur le site, un jardin communautaire autogéré

Pour son *Welcome Day*, qui a lieu ce vendredi, l'Uni.lu accueille un millier de nouveaux étudiants. Quelle est leur place à Belval ?

France

La lutte à mener contre les féminicides



En France, il y a 220 000 victimes de violences conjugales chaque année

Emmanuel Defouloy, Paris

Il n'était pas censé être là. Mais il a tout entendu. Et quelques heures après, la France entière était au courant. Mardi 3 septembre, Emmanuel Macron est en déplacement discret à Paris au « 3919 », la plateforme d'accueil téléphonique des victimes de violences conjugales, qui permet d'orienter les femmes en détresse vers des relais locaux et dispose de places d'hébergement. Seuls deux journalistes, de l'*AFP* et de *Libération*, le suivent. La règle fixée à l'avance est qu'il est là incognito, il ne peut pas intervenir. Après quelques discussions, on lui tend un casque double : Elena, écoutante chevronnée, vient de prendre l'appel d'une femme de

79 millions d'euros sont consacrés chaque année en France à la prise en charge des violences conjugales

57 ans, régulièrement frappée par son mari après quarante ans de vie commune. Sur le point de quitter la gendarmerie où elle a une nouvelle fois porté plainte pour violences, elle demande à être accompagnée pour récupérer ses affaires chez elle. Car elle a peur de la réaction du mari. Elena demande alors à parler au gendarme, et là c'est un non catégorique : « il faut un ordre d'huissier », un tel cas « n'est pas prévu dans le code pénal ».

Elena, calmement, parle : « c'est votre mission de porter assistance aux personnes en danger », « cette dame est menacée de mort, vous attendez qu'elle soit tuée ? » Rien n'y fait. Emmanuel Macron, exaspéré, écrit un argument à l'écoutante sur un bout de papier : le gendarme refuse toujours. Elena reprend la victime en ligne pour l'orienter vers une association locale, puis raccroche. « Et ça vous arrive souvent ? », lui demande aussitôt le chef de l'État. « Oh oui, et de plus en plus. Dimanche, pareil, la gendarmerie a refusé de prendre la plainte d'une dame ».

Le jour de l'ouverture du « Grenelle de la lutte contre les violences conjugales »¹, pouvait-il y avoir situation plus révélatrice ? Deux jours plus tôt, les insuffisances de prise en charge par les forces de l'ordre de ces violences avaient même engendré une issue tragique : à Cagnes-sur-mer, sur la Côte d'Azur, Salomé, 21 ans, a été battue à mort et rendue méconnaissable. Son compagnon a été mis en examen. Les témoins directs d'une très violente dispute avaient bien alerté la police, mais à l'arrivée de la patrouille la jeune femme avait disparu... Une enquête de l'Inspection générale de la police nationale (IGPN) a été ouverte.

Une issue aussi effroyable que lourde de symbole : c'était le centième féminicide de l'année en France, selon l'association qui tient ce décompte, « Féminicides par compagnons ou ex ». Si le terme ne figure pas dans le code pénal, il est entré dans le *Robert* en 2015 et dans le débat public depuis quelques années, si bien qu'une procureure l'a publiquement employé pour la première fois le 20 août dernier, pour désigner un meurtre qui est traditionnellement qualifié de « crime passionnel » ou de « drame intrafamilial ». Utilisé pour la première fois en 1976, par une sociologue et militante féministe sud-africaine, Diana Russell, il a comme visée politique de reconnaître le caractère systémique des meurtres de femmes.

Au premier jour du « Grenelle », poussé par ce contexte et les interpellations croissantes des associations, le gouvernement a annoncé une première série de mesures, notamment mille nouvelles places d'hébergement et de logement d'urgence au 1^{er} janvier 2020, en plus des 5 000 existantes. Pour 220 000 victimes de violences chaque année.

D'autres mesures visent à répondre à des carences précises : la possibilité de porter plainte à l'hôpital pour les femmes, car après avoir été battues, quand elles rentrent au domicile conjugal, le mari ou conjoint les dissuade généralement de le faire. La création de « procureurs référents spécialisés » dans toutes les juridictions de France, avec traitement d'urgence

en quinze jours, car la justice réagit souvent trop tard. Enfin un audit de 400 commissariats et brigades de gendarmerie, avec pour but à terme de conjurer les situations comme celle écoutée en direct par le président.

Ces mesures n'ont pas été mal accueillies, mais les associations, comme #NousToutes, n'en ont pas moins vigoureusement pointé le manque de moyens. 79 millions d'euros sont consacrés chaque année en France à la prise en charge des violences conjugales, quand le Haut Conseil à l'égalité a jugé, dans un rapport en novembre, qu'il en faudrait entre 506 millions et 1,1 milliard. 79 millions, c'est par exemple loin des 200 millions consacrés par an pendant cinq ans par l'Espagne à cette lutte (soit un milliard), même si le gouvernement français argue que les deux chiffres ne relèvent pas exactement des mêmes missions. Si les féminicides constituent l'évident summum des violences contre les femmes, la France connaît depuis l'émergence en 2016 du mouvement mondial #metoo une contestation de plus en plus véhémement, et légitime, de toutes les formes de domination masculine qui privent les femmes de leur liberté. De l'autonomie à vivre la vie qu'elles désirent.

La défense de cette liberté, avec modèles féminins à l'appui, est au cœur du livre que la journaliste Mona Chollet² a consacré aux types de femmes qui ont été réprimées lors des terribles chasses aux sorcières de la Renaissance, et qui restent selon elle jusqu'à aujourd'hui l'objet de préjugés : la femme indépendante, la femme sans enfant, la femme âgée. Signe de la qualité de l'ouvrage comme de la demande pour des livres féministes de qualité, il était cet été en tête des ventes dans la catégorie « Essais et documents », près d'un an pourtant après sa sortie. Et devant le dernier livre de mémoires de l'ex-président Nicolas Sarkozy.

Si l'État doit revoir ses modes d'intervention, si les femmes se défendent... les hommes aussi sont appelés à évoluer. C'est l'idée des « nouvelles masculinités », plus égalitaires, mises en avant en cette rentrée dans un livre de l'historien Ivan Jablonka³. Un paradoxe soulevé par l'auteur, et qui n'est pas le moindre, est que la domination machiste est traditionnellement synonyme d'une « aliénation masculine » de mauvais entretien de soi et de violences, qui passe presque partout dans le monde par une espérance de vie des hommes plus courte que celle des femmes, avec des suicides et des morts violentes plus nombreuses. À lire et méditer.

¹ Courant en France, le terme « Grenelle » renvoie aux accords du même nom de mai 1968 (hausse du salaire minimum), et à la rue parisienne du ministère du Travail où ils ont été négociés. Par extension, il désigne toutes négociations qui associent le gouvernement et des acteurs sociaux.

² Mona Chollet : *Sorcières. La puissance invaincue des femmes*, Zones, septembre 2018.

³ Ivan Jablonka : *Des hommes justes. Du patriarcat aux nouvelles masculinités*, Seuil, août 2019. Lire aussi son interview dans *Society* du 23 août, « L'origine du mâle ».

Österreich

Stinkt nicht?

Irmgard Rieger, Graz

Wenn Geld nicht stinkt, wie Kaiser Vespasian einst zur Rechtfertigung einer Latrinensteuer sagte, warum hat dann die vom schwarzen Riesen ÖVP zur türkisen Bewegung umgestaltete „Neue Volkspartei“ so ein Problem mit der Transparenz? Vielleicht, weil die Transparenz nicht ganz freiwillig über die Partei des jüngsten Altkanzlers Österreichs, Sebastian Kurz, hereingebrochen ist, sondern via Medien: Der *Standard* und die Wochenzeitung *Falter*, das einzige österreichische Medium, das sich investigative Recherche leistet, hatten ihnen zugespielte Daten über Spenden an die Volkspartei veröffentlicht, die in einem ersten Schritt interessante Formen regelmäßiger finanzieller Zuwendungen, danach eine kreative Buchhaltung und den lockeren Umgang mit Richtlinien zur Wahlkampffinanzierung nahelegten.

Den Daten, die der *Falter* „ÖVP Files“ nennt, zufolge haben Förderer wie die Milliardärin Heidi Glock Spenden an die Partei so überwiesen, dass

eine Meldung an den Rechnungshof juristisch nicht nötig war: Über weite Zeiträume wanderten so beispielsweise monatlich 49 500 Euro vom Konto der betagten Dame, die am Wörthersee residiert, eine beachtliche Kunstsammlung hegt, und im Vorjahr mit dem Ehrenkreuz der Republik für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet wurde, in die Kassen der Volkspartei. Zur sofortigen Veröffentlichung verpflichteten Spenden ab 50000 Euro. Alles also nominell korrekt, doch die beachtliche Gesamtsumme von 2,7 Millionen Euro macht stutzig.

Unter Gönnern der Kurz-ÖVP nach diesem Muster scheinen Industrielle und Wirtschafts-treibende wie der Gründer des Motorradhersteller KTM mit 436 000 Euro auf, der sich in der Folge über eine großzügige Unterstützung seiner „Motorhall“ aus dem Kulturtopf des Landes Oberösterreich freuen konnte. Oder der Industrielle Peter Mitterbauer, der 343000 Euro springen ließ und dessen Tochter seit 2017

für die ÖVP im Nationalrat sitzt. Zusammenhänge zwischen den Spenden und späteren Ehrungen, Förderungen und Jobs sind nicht erwiesen. Ein zweites Kapitel in den Veröffentlichungen des *Falter* beleuchten die Wahlkampfkosten für die Nationalratswahl 2017. Dabei sollen für die Kampagnen verwendete Gelder teilweise unter anderem Titel verbucht worden sein, um die Grenze von sieben Millionen Euro zu überschreiten. Die ÖVP hatte selbst Ausgaben in Höhe von 13,9 Millionen Euro zugegeben – und eine mögliche Strafe für die Überschreitung bereits in der Buchhaltung ausgepreist. Tatsächlich aber lag die Gesamtsumme den *Falter*-Recherchen zufolge noch deutlich über der zugegebenen Summe.

Ex-Kanzler Sebastian Kurz, sein Generalsekretär Karl Nehammer und Gefolgsleute rümpfen angesichts dieser Offenlegungen die Nase, jedoch nicht über die eigene Finanzgebarung. In der türkisen Deutung der Affäre stinkt es auf der anderen Sei-

Die Unterlagen zu Personal und Finanzgebaren der ÖVP stammen von einer anonymen Quelle

te: Der *Falter* habe auf dunklen Wegen erhaltene Fakten manipulativ und falsch dargestellt. Und tatsächlich ging die Führung der türkisen Bewegung am Tag, nachdem die Zeitung die Daten über die vermutete „doppelte Buchführung“ in der ÖVP veröffentlicht hatte, mit einem Skandal an die Öffentlichkeit: Die Server der ÖVP seien Ziel eines Cyberangriffs, große Mengen von Daten abgezogen und möglicherweise manipuliert worden. Der Vorfall reihe sich in ähnliche Attacken auf europäische Politiker wie Emmanuel Macron und offenbare „eine Gefährdung der Demokratie“. Eine Journalistin des *Falter* wurde beim eilig einberufenen Pressegespräch übrigens abgewiesen.

Nun ging es rund, in den sozialen Medien ebenso wie in der öffentlichen Debatte. Zu augenscheinlich gelegen kam der ÖVP dieser Angriff, zu geschmeidig fügte sich die Bewertung der ÖVP der Geschehnisse in die türkise Kommunikationslinie (die Erfolge der gestürzten türkis-blauen Regierung würden unter Schein-Skandalen verschüttet, die aufrechte ÖVP sei stetes Opfer von „Schmutz-

kübel-Kampagnen“ des politischen Gegners) als dass viele an einen Zufall glauben mögen. Selbst die Tageszeitung *Kurier*, der türkisen Truppe gemeinhin eher wohlwollend gegenüberstehend, kommentierte: Allein, dass man der neuen ÖVP-Führungsmannschaft eine solche Volte zutraue, offenbare „das Problem des Sebastian Kurz“.

Der Nationale Sicherheitsrat, der in der Folge tagte und die Vorfälle bewerten sollte, kam am Mittwoch noch zu keinem Ergebnis. Der Erkenntnisgewinn sei gering, war die einhellige Meinung bei Vertretern der Opposition, es seien auch andere Deutungen als der von der ÖVP behauptete Diebstahl von Daten und deren Manipulation durch einen unbekannten Angreifer von außen möglich. Am gleichen Tag schob der *Falter* weitere Details zu den ÖVP-Finzen nach, die öffentlichkeitsrelevant sind, weil aus Steuergeldern gespeist.

Die Unterlagen zu Personal und Finanzen stammen aus einer anonymen Quelle; die Motivation des oder der Informanten bleiben ebenso unklar wie deren oder dessen Herkunft. Doch die Daten hielten einer Überprüfung des *Falter* stand, und so erfuhr Österreich zuletzt über den ungeahnt hohen Schuldenstand der Partei (Verbindlichkeiten bei Banken von 18,5 Millionen Euro und ein negatives Eigenkapital von 21,5 Millionen Euro), die Kosten der „Umfärbung“ der Partei von der früheren konservativen Volkspartei zur türkisen Kurz-Truppe (3,47 Millionen), großzügige Beratungshonorare und gewaltige finanzielle Aufstockungen für Öffentlichkeitsarbeit – nicht zuletzt von einer vermuteten erneuten geplanten Überschreitung der zulässigen Wahlkampfkosten.

Die ÖVP konterte mit einer Klage vor dem Handelsgericht und dem Stehsatz „In der Volkspartei hat ein Hackerangriff stattgefunden. Daten wurden von Hackern gestohlen und offenbar manipuliert“. Es werde versucht, der Volkspartei zu schaden. Drei Wochen vor der Nationalratswahl wolle man sich aber auf Themen und Inhalte konzentrieren.



Plus de recul

Découvrez le Lëtzebuurger Land en vous abonnant gratuitement durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

7

ticker

Réhabilitez nous



« Les Cassandres avaient prédit la fin de la banque privée luxembourgeoise avec la disparition du secret bancaire. » En introduction mardi du bilan annuel du secteur, le président du Private Banking Group (PBGL) de l'ABBL, Pierre Etienne, vise ceux qui s'étaient inquiétés en 2013 du passage à l'échange d'informations fiscales. « C'est tout le contraire qui s'est passé » interjette le banquier de Pictet en direction notamment de l'avocat Alain Steichen qui avait pronostiqué la fermeture de la « moitié des banques » au cours d'une conférence de presse qui avait fait grand bruit. En 2013, le private banking tombait du piédestal qu'il s'était bâti depuis les années 1980 grâce à l'applicabilité du secret professionnel aux banquiers. Il était lâché cette année-là par le Premier ministre Jean-Claude Juncker et son adjoint aux Finances Luc Frieden (CSV) juste avant leur départ du gouvernement. Leurs successeurs Xavier Bettel et Pierre Gramegna (DP) héritaient de la responsabilité politique d'un secteur dont les placards regorgeaient de cadavres. Dans un entretien accordé au quotidien *Le Monde* en 2014, le ministre de la rue de la Congrégation prend ses distances avec la banque privée, « seul secteur où le secret bancaire a pu jouer un certain rôle », alors qu'on accuse le Luxembourg de jouer la carte de l'opacité pour les multinationales. Les fonds d'investissement ou l'assurance, branches moins sulfureuses de la place financière, collectent le soutien politique. Pierre Gramegna range même bien au fond de son tiroir un projet de fondation patrimoniale laissé sur le bureau par son prédécesseur, une *stichting* à la luxembourgeoise taillée pour la banque privée locale.

Le PBGL est en reconquête. Dans son étude basée sur les chiffres envoyés par 57 établissements au régulateur la CSSF, « soit 95 pour cent de couverture de marché », la succursale « gestion de fortune » du lobby bancaire fait d'abord

valoir que la banque privée luxembourgeoise va bien. Dix ans de croissance continue des actifs sous gestion. Leur volume a crû de 76 pour cent depuis la crise de 2008. Il est passé de 225 milliards d'euros à 395. Deux caractéristiques principales se détachent : 56 pour cent de ces quasiment 400 milliards appartiennent à des clients dont les avoirs sont supérieurs à vingt millions d'euros. 84 pour cent des actifs sous gestion sont originaires d'Europe. Tiens donc.

La transition a été opérée, veut-on faire comprendre. Les dentistes belges et les bouchers allemands ont pour l'essentiel été remplacés par des entrepreneurs aux poches bien remplies en provenance de pays européens plus éloignés, comme le veut le récit diffusé sur la place bancaire depuis quelques années. Les avoirs des clients des pays voisins ne représentent plus que seize pour cent du volume total contre 25 en 2011. Les UHNWI (pour ultra high net worth individuals) ont garni les coffres des banque locales. Ils voient leur proportion passer de 41 pour cent en 2008 à 56 pour cent en 2018.

En conférence de presse, on fait remarquer que selon les chiffres collectés et diffusés (deux diagrammes en bâtons !), la part des avoirs « rest of the world » stagne à onze pour cent depuis 2015 alors que le crédo a pendant quelques temps été de viser les zones de concentration des richesses comme la Russie ou le Moyen-Orient. « Mais tout à fait », répond Pierre Etienne, visiblement heureux que quelqu'un le notifie. Renseignements pris ce jeudi, on comprend pourquoi. Le PGBL a changé sa méthode de comptabilisation de l'origine des actifs de la clientèle « pour montrer le come back de l'Europe », une zone où l'argent est a priori plus propre. Par exemple, les avoirs issus de l'Association de libre échange européenne (Suisse, Norvège, Liechtenstein ou Islande) n'apparaissent plus dans « rest of the world », mais dans « rest of Europe ». Cette catégorie rassemble aujourd'hui 46 pour cent des actifs, celle « FR, BE, GER » 16 pour cent et Luxembourg 22 pour cent. Le Vieux Continent rassemble donc 84 pour cent des actifs et le reste du monde onze. Les « multi-jurisdictional assets » ont été ramenés à cinq pour cent. Les chiffres ont parlé. Et le président du PGBL veut laver plus blanc que blanc. À un an de la visite du Groupe d'action financière (le

Gafi), Pierre Etienne rappelle ses ouailles à l'ordre: « S'il devait y avoir une brebis galeuse c'est tout le pays qui en souffrirait. Il en va de la crédibilité de la place financière. C'est le message que nous passons à nos membres », assène-t-il. On prend donc le pari que les scandales (Edmond de Rothschild, ABLV, ICBC, etc.) sont derrière nous.

Contacté, l'avocat ciblé par les piques rhétoriques Alain Steichen se dit tout à fait « cool » au sujet de la mise en cause de sa prédiction. À son crédit, le phénomène de consolidation des banques privées a commencé et n'a pas abouti, l'augmentation des actifs tient aussi à des effets de marché et les petits évadés fiscaux sont bien rentrés chez eux. Il rappelle toutefois que l'ABBL est un « organe semi-politique » qui doit rassurer ses membres, le gouvernement et la collectivité. pso

Degrés de dégradation



Avec Kronospan en flammes, c'est la Chiers (Kuer, en luxembourgeois) qui en a bavé. Deux jours durant, la petite rivière a accueilli des masses immenses, 16 000 litres d'eaux d'extinction par minute. Une charge importante de composés azotés qui aura provoqué un retrait subit d'oxygène du fleuve. À un moment, le taux d'oxygène est tombé à quasiment zéro, asphyxiant toute vie (plantes, insectes, algues, poissons). Or, il semblerait que les eaux de la Chiers se soient relativement bien remises. Dans sa réponse à une question parlementaire de Gusty Graas (DP), la ministre de l'Environnement, Carole Dieschbourg (Déi Gréng), indique que

dès le 5 août, soit trois jours après l'extinction de l'incendie, « tous les paramètres essentiels se sont améliorés et sont revenus à la normale ». Même des poissons vivants auraient de nouveau été observés dans la Chiers.

Face au *Land*, le directeur de l'Administration de la gestion de l'eau (AGE), Jean-Paul Lickes, explique qu'à côté de la qualité chimique et de la présence de poissons, d'autres indicateurs, plus complexes, comme les insectes, la flore et les diatomées, devront encore être analysés avant d'établir un diagnostic définitif du degré de dégradation.

Carole Dieschbourg donne également des indications sur les responsabilités de cette pollution : « La vanne de sécurité du bassin de rétention n'a pu être fermée correctement. [...] Cette défaillance des mesures de sécurité est due à l'âge et au manque d'entretien des installations ». Mais plutôt que Kronospan Luxembourg SA (dont un des principaux propriétaires serait, d'après le Registre des bénéficiaires effectifs, Michael Prinz von und zu Liechtenstein), c'est le ministère de l'Économie qui, en tant que propriétaire de la zone industrielle nationale Gadderscheier, est responsable du mauvais entretien des installations de sécurité.

Jean-Paul Lickes évoque un groupe de travail interministériel où la question sera discutée, avec celle des réservoirs en eaux pluviales. Car si l'incendie n'était pas tombé en plein congé collectif, l'approvisionnement en eau potable aurait risqué de se corser dans le Sud du pays. bt

« Buffers against shocks »

Évoquant les fortes rentrées fiscales, des finances publiques saines, un consensus politique large et une croissance économique soutenue, Fitch et DBRS viennent de confirmer leur triple A (« outlook stable ») pour le Luxembourg. Or les deux agences de notation identifient également des risques liés à l'« ultra-openness and heavy reliance on the financial sector » : « Une contraction sévère de l'activité dans le secteur financier pourrait avoir des conséquences adverses pour l'économie réelle », avec des « negative

millions d'euros de pertes en 2018 pour la filiale luxembourgeoise du concepteur et opérateur international de nanosatellites Spire Global. Le montant fait monter la moutarde au nez de Laurent Mosar (CSV), car le Grand-Duché a investi quinze millions dans ce jeune groupe international (*2012) par l'intermédiaire du Luxembourg Future Fund, un fonds capitalisé par l'État et le Fonds européen d'investissement pour investir dans l'économie de demain, et parce que les placements nationaux dans l'industrie de l'espace n'ont pas été très heureux ces derniers temps. Le député chrétien-social fait référence à Planetary Resources et Deep Space Industries. En réponse, le ministre de tutelle, Etienne Schneider (LSAP) fait la leçon d'économie : « Les start-up, de surcroît dans le cas d'investissements importants (Spire a levé en tout autour de 140 millions d'euros), enregistrent souvent des résultats négatifs lors des phases d'amorçage et d'expansion. » En outre, Spire emploie 164 personnes dont une vingtaine au Grand-Duché, précise le ministre pour désamorcer tout soupçon de coquille vide. pso

spillovers » sur le marché de l'emploi et les finances publiques, écrit Fitch. De son côté, DBRS pointe « les défis associés avec le degré limité de diversification économique du pays, sa vulnérabilité à des chocs externes, l'augmentation de l'endettement privé et les pressions potentielles sur le marché immobilier résidentiel. »

On trouve également deux lectures d'un même phénomène : alors qu'aux yeux de Fitch, un « disorderly Brexit » est énuméré comme risque, DBRS estime que « le Luxembourg pourrait continuer de bénéficier de la relocalisation de firmes financières de la Grande-Bretagne vers le Luxembourg ». Enfin DBRS met en garde, « in the longer term », contre le risque de « changements majeurs dans la politique européenne et états-unienne [...] ainsi que dans la taxation digitale. » bt

Klaus-Heiner Lehne II



Les membres de la Cour des comptes européennes ont reconduit ce jeudi Klaus-Heiner Lehne (photo, ECA), 61 ans, à la présidence de l'institution basée au Kirchberg. L'Allemand avait été nommé une première fois en 2016 et est reconduit pour trois ans à la tête de cet organe chargé du contrôle de la gestion financière de l'UE. En janvier, Joëlle Elvinger (DP) y fera son entrée à la place d'Henri Grethen (DP) qui y siège depuis 2013. pso

Ministère des Finances vs Senator Paul

Bernard Thomas

Ce lundi, Randolph (dit « Randy ») Evans, l'ambassadeur des États-Unis au Luxembourg, a sorti la boîte à cirage et la brosse à reluire. « I can tell everyone here that on my first visit I realized just how brilliant and talented he was. I have been impressed by the respect that he commands in every country. Luxembourg is very fortunate to have someone of his talents and capabilities servicing as the minister of finance. » Avec un gros accent du Sud des États-Unis, Randy Evans évoque « the degree to which people rely on his interpretation and his advice and his analysis on the global stage, the world stage ». Le seul hic : l'ambassadeur ne sait pas prononcer le nom de ce prétendu VIP de la fiscalité internationale qu'il désignera, tout au long de la conférence de presse, de « *Mister Gramengna* ». Assis à ses côtés, le ministre des Finances et objet de ces éloges, Pierre Gramegna (DP), ne corrigera pas l'émissaire de Trump.

Au sein de l'OCDE, le Luxembourg et les États-Unis sont des alliés objectifs lorsqu'il s'agit de désamorcer les offensives fiscales lancées par la France. Que ce soit par réflexe ou par opportunisme, le Grand-Duché protège les multinationales états-uniennes, à commencer par les Gafa, dont il assimile les intérêts aux siens. Mais ce lundi, le ministre luxembourgeois et l'ambassadeur américain avaient convié la presse sous les combles de l'Inspection générale des Finances, rue de la Congrégation, pour une raison assez prosaïque : la ratification d'un protocole amendant la convention fiscale entre les deux pays. Cet amendement, qui introduit l'échange d'informations sur demande, fut signé en mai 2009 par le ministre des Finances Luc Frieden (CSV), puis transmis au Sénat par Barack Obama en novembre 2010, où le protocole vient d'être voté... il y a deux mois. Dix ans durant, il s'était retrouvé bloqué par Rand Paul, le sénateur républicain du Kentucky.

En bon *libertarian*, Rand Paul voyait la « privacy » des Américains menacée par des « snooping authorities ». La bureaucratie s'immisçant dans les affaires personnelles des citoyens, l'argumentation rappelle celle de l'ABBL d'antan. Dans sa quête de « pouvoir



Le Luxembourg, allié des multinationales états-uniennes et de leurs holdings

illimité », l'Internal Revenue Service (IRS) « instille la terreur » auprès de citoyens irréprochables, mettait en garde Rand Paul en juillet alors que le Sénat s'apprêtait à voter les protocoles aux conventions fiscales avec l'Espagne, le Japon, la Suisse et le Luxembourg.

« This is the day », lors de la conférence de presse, Randy Evans mobilisait une flopée d'hyperboles : « a major event », « a moment of great consequence », et ceci à la date auspiciuse du 75^e anniversaire de la Libération de la ville de Pétange. En fait, il s'agit

d'une brouille technique, largement dépassée par les événements. Il y a quatre ans déjà, le Foreign Account Tax Compliance Act (Fatca) entrainait en vigueur. Abhorré par la place financière comme expression de l'impérialisme juridique yankee, Fatca oblige les banques luxembourgeoises à transmettre (via le fisc luxembourgeois) à l'IRS les informations sur les avoirs des résidents et citoyens américains. Alors que l'échange automatique s'est imposé comme nouvelle norme internationale, l'introduction tardive de l'échange sur demande avec les États-Unis apparaît un peu comme de la moutarde après dîner. « La *toolbox* sera complétée », expliquait Pierre Gramegna. Le fisc états-unien aura dorénavant la possibilité de demander de plus amples renseignements, potentiellement embarrassants, sur des clients de l'existence desquels il a eu connaissance grâce à l'échange automatique.

Mais l'évasion fiscale et Fatca restent un *side-show* ; l'essentiel, ce sont les multinationales américaines. L'émergence de l'optimisation fiscale « made in Luxembourg » doit beaucoup à la convention, très attractive, conclue en 1996 avec les États-Unis, au bout de trois rounds de négociations. Elle a mis la juridiction luxembourgeoise sur la carte des conseillers fiscaux. Une alternative discrète à la machine néerlandaise des *rulings*, visée dès 1999 par l'Union européenne, venait de naître. Sur l'ensemble des bénéfices générés en 2014 par des filiales de multinationales américaines, neuf pour cent se retrouvent dans des entités domiciliées au Grand-Duché. En 2014, l'affaire « Luxleaks » révèle un nombre impressionnant de firmes américaines passant via des structures grand-ducales : Pepsi, Heinz, Caterpillar, Koch Industries, Disney, Black & Decker...

Au même moment, l'administration Obama renégocie la convention fiscale avec le Grand-Duché. Des discussions qui s'annoncent plus désagréables que celles menées vingt ans auparavant. Sur la place financière, une certaine nervosité s'installe et le gouvernement luxembourgeois temporise. En novembre 2016, l'élection de Donald Trump donne un coup d'arrêt aux négociations. En attendant, le Luxem-

Comment un sénateur libertarien a bloqué dix ans durant un protocole signé Luc Frieden

bourg garde donc sa vieille convention fiscale. Sur le marché international, cela lui confère un avantage compétitif : car plus une convention est ancienne, moins elle contient de restrictions et de clauses anti-abus. (Celle entre la Hongrie et les États-Unis date, quant à elle, de 1979.)

Les multinationales américaines avaient tout intérêt à stocker leurs bénéfices *overseas*. À leur rapatriement, les bénéfices des filiales étaient ponctionnés à hauteur de 35 pour cent. Autant garder les liquidités à l'abri, en Irlande, aux Pays-Bas ou au Luxembourg, et cela pour une période indéterminée. Par sa réforme fiscale de 2017, Trump offre aux multinationales un taux bonifié de quinze pour cent si elles se décident à rapatrier les profits de leurs filiales aux États-Unis. « Les Américains normalisent leur situation, expliquait Pierre Gramegna au *Luxembourg Times* en mai 2018. Si cela signifie que certaines entreprises américaines commencent à ramener chez elles une partie des profits qu'elles avaient dans d'autres parties du monde, alors c'est ainsi. Il faut l'accepter ».

Or, les effets furent mitigés. Environ 776 milliards de dollars avaient été rapatriés à la fin 2018 (contre 4 000 milliards qu'avait annoncés Trump), et la dynamique s'est ralentie depuis. Il n'y aurait pas eu de drainage massif de capitaux américains, estime-t-on sur la place financière luxembourgeoise. Et ceci malgré le fait que les montages fiscaux particulièrement agressifs seraient en passe de devenir obsolètes, asphyxiés entre l'initiative « Beps » de l'OCDE et les directives européennes « Atad 2 » et « Dac 6 ». Fin 2018, les capitaux et réserves d'Amazon Europe Core, la cagnotte européenne domiciliée au Luxembourg, s'élevaient ainsi à 5,7 milliards d'euros.

Portrait de Randolph Evans, ambassadeur états-unien au Luxembourg

From Newt to Donald

Pour les *fundraisers* et *donors* faisant tourner la machine politique des partis républicain et démocrate, un poste d'ambassadeur au Grand-Duché constitue une récompense pour services rendus et dollars déboursés. Pour le gouvernement luxembourgeois, cette forme de vénalité des charges présente une opportunité. Car les « ambassadeurs politiques » fournissent un accès à la Maison blanche que les diplomates de carrière, simples fonctionnaires, seraient pour la plupart incapables d'assurer.

En poste depuis une année, l'ambassadeur Randolph (Randy) Evans est un opérateur influent mais discret du Parti républicain. Cheveux rouquins, montre en or au poignet et *championship ring* à la main (il reste grand fan des Georgia Bulldogs, l'équipe de football américain de son ancienne université), l'avocat d'Atlanta avait été un des grands donateurs à la campagne de Donald Trump. (Avec lequel il a pourtant un point de divergence fondamental : Evans, co-auteur en 2012 de *Climate Change and Insurance*, ne nie pas la réalité du changement climatique.)

« What Luxembourg lacks in size, it makes up for in punch. » Randy Evans



Randolph Evans lors d'une minute de recueillement après la mort du Grand-Duc Jean, lors de la fête nationale américaine et avec le ministre des Finances, Pierre Gramegna, lors de la signature du protocole amendant le traité fiscal

Au cours des années 1980-1990, Randolph Evans avait été le protégé puis « director of political operations » de Newt Gingrich. Avant Trump et *Fox News*, Gingrich avait compris que l'électeur répondait à des émotions plutôt qu'à des arguments, à des symboles plutôt qu'à des faits. Le « whip », puis président du Congrès réinventait la politique américaine comme guerre culturelle, diabolisant l'adversaire démocrate et l'« elite liberal media », bloquant tout compromis bipartisan. Après la démission de son mentor en 1999, Randolph Evans travailla pour Dennis Hastert, le successeur de Gingrich à la présidence du Congrès. (Longtemps glorié au Luxembourg comme arrière-petit-enfant d'un émigré *Miseler*, Hastert sera condamné en 2016 à quinze mois de prison pour abus sexuel sur mineurs.)

En tant que juriste, Randolph Evans a représenté de nombreux membres du Congrès. Dans une interview étonnamment candide accordée en juillet 2018 au *Tageblatt*, il fanfaronne : « Si j'écrivais un livre, la moitié de Washington devrait démissionner. Ils auraient terriblement peur. Je connais trop de secrets. » Chargé d'introduire le futur ambassadeur lors de son audition de confirmation devant le Sénat en novembre 2017, le sénateur Johnny Isakson évoquait l'avocat d'affaires : « Randy Evans is a senior partner in the firm of Dentons in their financial services and institutions practice. Dentons is the largest law firm in the world. There is no better qualification that you could ask for for somebody to go to a place like Luxembourg ».

Avant de démissionner de chez Dentons (qui entretient depuis trois ans une antenne au Luxembourg), Randolph Evans gagnait plus de 150 000 dollars par mois,



hors bonus. Lors de son hearing au Sénat, il présentait le Luxembourg comme « thought leader and economic engine » : « What Luxembourg lacks in size, it makes up for in punch. [...] From my perspective, as Singapore is the doorway to Asia, Luxembourg is rapidly becoming, if it has not already become, the doorway to the European Union. »

En mars 2019, le nouvel ambassadeur américain défraie la chronique. À l'occasion de la visite du Premier ministre russe, Dmitri Medvedev, il publie une missive adressée au gouvernement luxembourgeois. Evans y tire un parallèle entre l'occupation russe de la Crimée et l'Occupation nazie du Luxembourg, enjoignant le Premier ministre Xavier Bettel (DP) à interpeller son homologue russe. « To challenge illegal aggression, Luxembourg is at the perfect moment, in the perfect place to forcefully call on Russia to reverse course and leave Crimea. After all, who in Europe or even the world has greater standing to rise to the issue ». Les réponses de Xavier Bettel aux questions parlementaires sur cet incident diplomatique tenaient en une phrase : « Le gouvernement respecte la liberté d'expression ; l'Ambassadeur des États-Unis a ainsi le droit de se prononcer. »

Pour ceux qui avaient suivi son *hearing* de confirmation quelques mois plus tôt, les déclarations de Randolph Evans n'avaient rien d'étonnant : « I think Russia poses a greater threat today than it has at any time probably since the Cuban missile crisis. Its techniques and methods are more aggressive, much more cyber oriented. » Or, comme l'a confirmé le « Mueller Report » sur l'ingérence russe dans les élections de 2016, ces actes de sabotage ont surtout profité à Donald Trump. Bernard Thomas





Dimanche sur la corniche, lundi place Clairefontaine et en conférence de presse, les Premiers ministres luxembourgeois et serbe s'affichent

Sous le vernis progressiste et la volonté de densification des relations économiques, l'autoritarisme compétitif

Valeurs actuelles

Pierre Sorlut

La musique militaire cesse. Un jumbo Cargolux vrombit. Ana Brnabić, Première ministre de Serbie, se montre complice avec son hôte et homologue Xavier Bettel (DP) ce lundi sur le tapis rouge déroulé place Clairefontaine. « Marina Jovičević, notre ambassadeuse basée à Bruxelles que je pense relocaliser à Luxembourg », plaisante-t-elle au cours des présentations du rang d'oiseaux gouvernemental. L'atmosphère résolument amicale atténue la pesanteur protocolaire. La résonance économique de l'événement couvre, elle, le bruit sourd du désaccord géopolitique entre l'Union européenne et la Serbie dans laquelle le Grand-Duché s'immisce.

Ana Brnabić est arrivée dimanche à Luxembourg. *Sneakers* Adidas vertes à rayures jaunes, veste *casual* et pull en coton assortis, elle apparaît sur les clichés publiés sur Twitter par « XB » aux côtés du Premier ministre. Le mari de Xavier Bettel et la compagne de la Première ministre figurent sur la photo prise à la veille de la rencontre officielle sur le parvis qui surplombe l'abbaye de Neumünster. « Demain j'accueillerai la Première ministre, ce soir Gauthier et moi-même accueillons nos amies Ana Brnabić et Milica pour une visite de la Ville », gazouille Xavier Bettel.

Le lendemain, les deux chefs de gouvernement font le job en conférence de presse. Les sujets polémiques sont évoqués. Rapidement. Face aux journalistes des deux pays, mais surtout pour devancer les questions des locaux, Xavier Bettel demande davantage d'efforts de la part de l'exécutif serbe en matière « de restauration de l'état de droit, de liberté de la presse, de corruption ». La Serbie traîne dans sa candidature à l'intégration européenne, officialisée en 2012, faute d'avancées significatives sur ces dossiers fondamentaux stigmatisés par la Commission européenne dans son dernier rapport d'étape. Nonobstant les remontrances et pour anticiper sur les préoccupations des médias serbes, la Première ministre demande le renouvellement du soutien du Grand-Duché dans le processus d'adhésion de la Serbie à l'Union européenne. La question des relations avec le Kosovo, pierre d'achoppement, est évoquée de manière factuelle par la Première ministre serbe sans jamais prononcer le nom de la république autoproclamée en 2008. « Nous avons repris le dialogue avec Priština », dit-elle en somme. Tout roule donc.

Xavier Bettel et Ana Brnabić s'attardent sur la digitalisation de leurs économies respectives, une matière sur laquelle ils exercent leur autorité ministérielle et via laquelle ils espèrent « donner une nouvelle dynamique à leur relation bilatérale ». « Elle est au cœur du programme d'Ana Brnabić, arrivée au pouvoir en juin 2017. Elle s'inspire des pays nordiques en la matière, ainsi que du Luxembourg », explique Dubravka Nègre, cheffe du bureau de la Banque européenne d'investissement pour les Balkans occidentaux à Belgrade. La Serbie est le plus grand bénéficiaire des prêts de la BEI octroyés aux pays de la région.

Le Grand-Duché figure déjà parmi les principaux investisseurs en Serbie, relève le Premier ministre. Mais ces flux financiers regroupés sous l'appellation « Foreign direct investments » (FDI) tiennent souvent à des mécaniques purement financières et à des passages par le Grand-Duché pour limiter les « frottements fiscaux », comme on dit pudiquement.

« Son image technocratique et son homosexualité sont utilisées par le régime serbe »
Florian Bieber

Le *Financial Times* a d'ailleurs mis le phénomène en exergue cette semaine en parlant « d'investissements fantômes (...) qui visent souvent à minimiser la facture fiscale des entreprises multinationales ».

En réalité des investissements luxembourgeois en Serbie, il y en a peu. On le regrette dans les cercles patronaux. Le « forum économique Serbie - Luxembourg » organisé lundi après-midi à la House of Startups n'attire pas foule, malgré la présence de deux Premiers ministres, « pour la première fois en ces locaux », comme le relève *the master of ceremony* Karin Schintgen (CEO de l'incubateur). « Le nombre d'entreprises présentes ne rend pas justice au potentiel du marché serbe », analyse le directeur général de la Chambre de commerce Carlo Thelen en marge de l'événement. « Quand je regarde les chiffres, je pense que nous pouvons faire plus, que nous pouvons faire mieux », renchérit le président Luc Frieden (CSV).

Guide de la révolution digitale

Les représentants de l'organisation patronale font valoir le réservoir de main d'œuvre que représente ce pays de sept millions d'habitants pour les entreprises luxembourgeoises, souvent en manque dans ce domaine. Le rapport 2018 *Global Location Trends* de l'IBM Institute for Business Value fait de la Serbie le pays au plus gros potentiel de création d'emplois par million d'habitants. « Ils ont énormément d'étudiants en sciences ou dans les écoles d'ingénieurs. La Serbie commence à trouver une certaine stabilité. On peut imaginer des partenariats avec des entreprises serbes, des implantations sur place, de nombreuses pistes peuvent être explorées », s'emballe Carlo Thelen. Faut-il légitimer l'accord signé dans l'après-midi par les deux organisations patronales en vue d'une coopération renforcée ? Le groupe *Financial Times* a lui aussi récemment placé la Serbie en tête d'un classement relatif aux investissements directs à l'étranger sur site vierge (*greenfield foreign direct investments*), « la preuve que la politique d'Ana Brnabić livre des résultats », commente Dubravka Nègre auprès du *Land*.

L'agressivité de la politique fiscale serbe l'explique au moins pour partie : déduction pour la R&D, régime IP ultra favorable avec un taux d'imposition de trois pour cent pour tous les revenus liés à la propriété intellectuelle, crédit d'impôt pour l'installation, etc. La Serbie mise sur la quatrième révolution industrielle pour converger économiquement vers l'Europe occidentale. « Nous mettons tous nos œufs dans le panier de la digitalisation », explique Ana Brnabić devant un parterre plutôt constitué d'officiels et de journalistes que d'entrepreneurs. La ministre du digital vise les jeunes pour enrayer l'exode.

Les capitaux étrangers financeront les emplois de demain. Quelques sociétés luxembourgeoises ont franchi le pas. Mardi, Ana Brnabić a visité l'une d'entre elles quartier Gare, l'éditeur de logiciel Jiway. « De nombreuses entreprises ont délocalisé leur production en Asie ou en Inde, mais nous voulions rester aux portes de l'Europe », explique le patron de Jiway, Luc Charlier, dans un communiqué en marge de la réception de la Première ministre. Installée dans le nord de la Serbie à Novi Sad, la filiale est pensée comme un hub pour le développement des activités en Europe orientale. « Nous avons souhaité être parmi les premiers à miser sur le potentiel économique de ce beau pays », dit encore Luc Charlier. Les ponts sont bâtis. L'une des employés de l'entreprise en Serbie a rejoint les équipes de Luxembourg en décembre dernier pour se rapprocher de sa famille qui réside en Allemagne.

Luxembourg, asile serbe

Le Grand-Duché, évidemment dans une moindre mesure que l'Allemagne ou les pays scandinaves, a été jusqu'à récemment une terre d'asile des Serbes. D'abord au sortir de la Deuxième Guerre mondiale avec ceux qui ont fui la Yougoslavie de Tito à sa création en 1945-46, puis durant les décennies suivantes, grâce à un régime finalement plutôt permissif en matière de départs et à des gouvernements plutôt accueillants à l'arrivée. Les républiques de la Fédération ont ensuite revendiqué leur indépendance à partir de 1991 pour l'obtenir, souvent dans le sang. « Maintenant, c'est plus compliqué à cause des barrières administratives et de la nécessité d'obtenir un permis de travail », témoigne Marko Katanic fondateur en 1999 du Centre culturel serbe à Beggen où la Première ministre s'est rendue lundi soir. Cet ingénieur formé à l'université de Belgrade est arrivé en 1996, à 33 ans, à la faveur d'un recrutement par l'équipe de volley-ball de Bertrange. « J'ai trouvé un travail assez vite. Quand on est qualifié, on obtient un permis plus facilement », témoigne-t-il. Modèle d'intégration, il a par la suite fondé son bureau d'études en génie civil dans lequel il emploie aujourd'hui presque dix personnes. Ses filles parlent luxembourgeois entre elles à la maison.

« De nombreux Serbes, pour beaucoup hautement éduqués, ont rejoint le Luxembourg dans les années 1990 pour fuir les guerres. Des ingénieurs, des informaticiens ou des architectes se sont intégrés à la communauté locale », analyse Dubravka Nègre, qui a résidé au Grand-Duché pendant plus d'une dizaine d'années avant de retourner au confluent de la Save et du Danube. Marko Katanic évalue le nombre de résidents d'origine serbe à 4 000, une somme qui engloberait les titulaires de la double nationalité. Dans un reportage diffusé sur 100,7, une membre de l'association, architecte de métier, livre son morceau de vie. Grâce au cercle culturel, « Bosniaques, Croates ou Serbes, on fait des fêtes ensemble. (...) La Yougoslavie existe encore à l'extérieur des Balkans ».

Quand Marko Katanic créait l'association en 1999, l'Otan bombardait sa ville d'origine avec l'assentiment de son pays d'adoption pour que le régime de Slobodan Milošević desserre l'étai sur l'armée de libération du Kosovo dans cette province emblématique pour la nation serbe (depuis la bataille de Kosovo Polje qui, en 1389, a vu une alliance de peuples chrétiens menée par le prince serbe Lazar résister fièrement à l'Empire ottoman). « C'était une année de turbulence

pour la Serbie avec la guerre du Kosovo, la fin de la présidence de Milošević, une ère de grand changement politique. Nous voulions montrer un autre visage », explique Marko Katanic dans un entretien au Clae (Comité de liaison des associations d'étrangers).

1999 marquait également l'entrée de Xavier Bettel à la Chambre, « twenty years and twenty kilograms ago », plaisante-t-il devant l'assemblée hilare à la House of Startups. Le rapprochement économique de l'Europe de l'ouest vers les Balkans occidentaux et plus particulièrement de la Serbie enrainerait la prospérité et la stabilité de la région, croit-on dans une conception allemande des relations internationales. L'opération serait évidemment bénéfique aux entreprises luxembourgeoises et donc aussi aux dirigeants élus le cas échéant. Voilà pourquoi les Premiers ministres du Luxembourg et de la Serbie ont précipité leur engagement politique. À peine s'étaient-ils quittés à Belgrade en juin qu'ils travaillaient à une nouvelle rencontre trois mois plus tard au Luxembourg. Le calendrier des matchs éliminatoires pour le championnat d'Europe de football a bien sûr influencé la décision.

Pinkwashing

L'image de Bettel et Brnabić dans les tribunes de Josy Barthel est peut-être moins glamour que celle du président français Emmanuel Macron et de son homologue croate Kolinda Grabar-Kitarović lors de la finale de la coupe du monde 2018 à Moscou. Elle revêt néanmoins une importance symbolique dans deux pays réputés conservateurs, voire homophobe pour une partie de la population serbe, comme le relève la Commission européenne dans ses recommandations du 29 mai. « Serbia needs to step up measures to protect the rights of persons facing discrimination, including LGBTI persons ». Aussi, la photo de « Gzavije Betel » et « Gotje Destenej » aux côtés de Milica Đurđić et d'Ana Brnabić commentée dans les tabloïds serbes, tel *Kurir*, participe-t-elle à la diffusion d'un vent de progressisme. Le public serbe, friand de *tele novelas*, suit avec intérêt les liens d'amitié de sa Première ministre au Grand-Duché.

Mais, mais, mais... ne nous y trompons pas, « la Serbie demeure un modèle d'autoritarisme compétitif (un régime autoritaire avec un certain degré de pluralisme et de compétition pour mieux mettre en scène ceux qui tirent les ficelles) et Ana Brnabić une *fig leaf* du président Aleksandar Vučić », prévient Florian Bieber, politologue (de nationalité luxembourgeoise) spécialiste des Balkans occidentaux. « Son image technocratique et son homosexualité sont utilisées par le régime, mais ne changent rien aux fondamentaux », explique-t-il au *Land*. Dans son ouvrage *New Perspectives on South-East Europe* à paraître dans les prochaines semaines (aux éditions Palgrave), le chercheur anciennement basé à Belgrade (aujourd'hui à Graz en Autriche) parle de « pinkwashing » et d'une volonté d'utiliser les droits LGBT pour occulter « d'autres caractéristiques oppressives et autoritaires » du régime de Vučić. Dans le sillon d'autres experts de la région et de la Commission européenne, Florian Bieber pointe du doigt un État corrompu et clientéliste au service d'une oligarchie. Ce n'est pas la première fois que le gouvernement s'acquitte avec ce type de régime. D'aucuns rétorqueront que maintenir le dialogue entretient la paix. La paix d'accord, mais pour qui ?



Signature de MoU à la House of Startups lundi



Bettel show durant le forum économique



Réunion avec le digital à l'ordre du jour



Ana Brnabić avec le Grand-Duc Henri



Dans les tribunes de Josy Barthel mardi soir

Les multinationales multiplient les initiatives sociales et environnementales

Passer de la parole aux actes

Georges Canto

À l'occasion du G7 qui s'est tenu à Biarritz fin août, et dont un des thèmes majeurs devait initialement être la lutte contre les inégalités, a été lancée l'initiative B4IG, pour « Business for Inclusive Growth » : 34 multinationales, pesant ensemble quatre millions de salariés et mille milliards de dollars en chiffres d'affaires, ont pris une série d'engagements à caractère social. Parmi elles, des sociétés aussi différentes que Danone, Ikea, JP Morgan Chase, Axa, Henkel, Unilever, BASF ou l'Oréal. « Les membres de la coalition B4IG s'attaqueront aux inégalités persistantes, réduiront les disparités régionales et lutteront contre la discrimination fondée sur le sexe », promettant pêle-mêle d'instaurer des revenus décents (*living wages*) pour les salariés des entreprises et de leurs fournisseurs, de promouvoir la diversité au sein des instances dirigeantes, de mieux intégrer les réfugiés, de mettre en place des programmes de formation pour adapter les employés aux évolutions du travail, de soutenir financièrement les petites entreprises, etc.

Parrainée par le président français Emmanuel Macron, hôte du G7, la B4IG a reçu le soutien de l'OCDE, dont la responsable des initiatives pour la croissance inclusive, la Mexicaine Gabriela Ramos, rappelle que son organisation « sonne depuis des décennies la sonnette d'alarme concernant l'accroissement des inégalités de revenus et d'opportunités dans les pays de l'OCDE, car elles nuisent non seulement à la cohésion sociale et à la confiance, mais entravent également la croissance en empê-

chant nos économies de tirer pleinement parti du talent de leurs citoyens et de leurs entreprises ». La responsabilité des multinationales dans la réduction des inégalités est cruciale, car selon Cécile Duflot, d'Oxfam France, « les écarts de salaires dans les grandes entreprises sont de plus en plus vertigineux ». Lancée pour une durée de trois ans, B4IG devrait mobiliser environ un milliard de dollars et recevra également l'appui de grands acteurs philanthropiques comme la Fondation Gates.

Plusieurs autres initiatives du même genre ont vu le jour au cours des derniers mois, avec toujours la volonté de revaloriser le rôle social et environnemental des grandes entreprises. CSR Europe, un réseau d'entreprises très engagées sur cette thématique, a ainsi lancé en juillet un appel intitulé « A New Deal for Europe », qui est ouvert à la signature jusqu'au 30 septembre. 200 grands patrons européens, comme les PDG de Total, Engie, BASF, Solvay ou Sodexo l'ont déjà ratifié, indiquant que « c'est seulement en combinant nos forces qu'il sera possible de lancer de nouveaux *business models* et d'accélérer la transformation nécessaire pour combattre la crise climatique actuelle ».

Le document sera remis aux membres de la nouvelle Commission européenne qui prendra ses fonctions en novembre et dont la future présidente, Ursula von der Leyen, a d'ailleurs promis un « green deal européen dès les cent premiers jours de son mandat ». Lors du Conseil européen du 20

juin, les chefs d'États de l'UE avaient eux-mêmes fixé parmi les priorités de la nouvelle Commission la construction d'une Europe « neutre pour le climat, verte, équitable et sociale ».

Aux États-Unis, le 19 août, quelques jours avant l'ouverture du G7, 181 grands patrons membres de l'association Business Roundtable (BRT), parmi lesquels les dirigeants d'Apple, Boeing, JP Morgan Chase, Johnson & Johnson, Wal-Mart, American Airlines ou Amazon, ont appelé à donner une nouvelle définition du but d'une entreprise. La création de valeur pour l'actionnaire (*shareholder*) ne doit plus être l'objectif principal à atteindre : il faut y ajouter la satisfaction des autres parties prenantes (*stakeholders*) tels que salariés, clients, fournisseurs mais aussi la « communauté » au sens américain du terme ! La nouvelle définition « reflète mieux la manière dont les entreprises peuvent et doivent fonctionner aujourd'hui » selon Alex Gorsky, PDG de Johnson & Johnson, car elle prend en compte les changements à l'œuvre dans la société. Une révolution conceptuelle pour la BRT qui, depuis sa création en 1972, avait toujours insisté sur la primauté des actionnaires dans le partage de la valeur. Mais un revirement prévisible, selon l'institut français Novethic, car la responsabilité sociale et environnementale (RSE) est devenue « l'un des nouveaux mantras des grands patrons, notamment américains ».

Ces différentes initiatives n'ont pas tardé à essuyer une volée de bois vert sur différents aspects. Sur leur

Responsabilité sociale et environnementale, le nouveau mantra patronal

principe même, *The Economist* n'hésite pas à évoquer une « attitude néfaste » malgré les bonnes intentions proclamées. Pour l'hebdomadaire britannique, laisser les patrons définir « ce que la société attend de leurs entreprises [...] sans que le peuple ait son mot à dire » ne peut déboucher que sur un « capitalisme collectif inefficace ».

Concernant la B4IG, le montant mobilisé (un milliard de dollars), bien que non négligeable dans l'absolu, est apparu dérisoire par rapport à la « puissance de feu » des 34 adhérents : à peine un millième de leur chiffre d'affaires cumulé !

Aux États-Unis, le World Resources Institute (WRI), un think-tank spécialisé dans les questions environnementales a déploré que la vision de la BRT s'apparente à celle de la « génération précédente », tellement elle est déjà dépassée. Les experts Kevin Moss et Eliot Metzger rappellent que le lobby patronal a déjà publié il y a dix ans un rapport intitulé « Renforcer notre engagement pour un avenir durable ». Selon eux, plusieurs membres de la BRT communiquent « depuis des décennies » sur leurs engagements envers les différentes parties prenantes et sur leurs réalisations en matière de développement durable. Pour le WRI la nouveauté aurait été, au moins, d'intégrer à la définition un engagement en matière climatique ou la

reconnaissance que les ressources dont dépendent les entreprises sont limitées.

Moss et Metzger remarquent par ailleurs que, si les 181 membres de la Business Roundtable ont défini cinq engagements envers tous les *stakeholders* afin d'offrir un visage plus « inclusif et durable » des entreprises, « chacun des cinq points est soigneusement calibré pour générer des rendements pour les actionnaires ». Les multinationales sont soupçonnées de mener des actions de communication et de prendre des postures dans l'air du temps tout en poursuivant des « objectifs capitalistes » très classiques.

Plusieurs experts dénoncent le comportement réel des entreprises, qui serait bien loin de leurs discours, par exemple sur le statut et la rémunération des salariés, le traitement des fournisseurs ou le respect de l'environnement. « Faites ce que je dis, pas ce que je fais » est une expression qui pourrait s'appliquer à nombre de grands patrons. Deux exemples.

Tandis qu'en tant que membre du comité exécutif de la BRT, Jamie Dimon, CEO de JP Morgan Chase, discutait du montant du « living wage », sa banque versait 8,4 milliards de dividendes à ses actionnaires, se situant ainsi au treizième rang américain en 2018. Lui-même est un des patrons les mieux payés des États-Unis avec 31 millions de dollars gagnés en 2018. En France, le PDG de Danone, qui cultive dans ses déclarations (il vient de s'engager à renoncer à sa retraite-chapeau), ses écrits et jusque dans son look son image de patron social, est quant à lui pointé du doigt pour le traitement de choc qu'il fait subir au groupe, notamment avec le plan Pro-tein (un milliard d'euros d'économies sur trois ans, objectifs ambitieux de rentabilité) et ses conséquences sur les ressources humaines (élagage dans les équipes de direction, pressions sur les salariés pour les contraindre à partir).

Le cas Danone

Le groupe français Danone (100 000 salariés, 200 usines, 25 milliards d'euros de chiffre d'affaires) s'est concentré ces dernières années sur les produits laitiers et d'origine végétale, l'eau minérale et la nutrition spécialisée, domaines où il est un leader mondial après s'être délesté de ses branches épicerie, confiserie, biscuits et brasserie. L'entreprise est aussi connue pour avoir été dès 1972 une pionnière de l'engagement social et en a même fait un élément-clé de son ADN, au point d'avoir été comparée à une ONG !

Danone a joint les actes à la parole en s'orientant vers la santé et l'alimentation saine, en améliorant les conditions de travail et de rémunération de ses salariés (elle est régulièrement classée dans le Top 10 des *Best Places to Work* en France) et en développant des projets à vocation sociale dans les pays pauvres. Pour les dirigeants de Danone, le *social business*, puissant facteur d'image, ne doit pas faire oublier la préoccupation du profit avec une optique de moyen terme. Ainsi, contribuer à la solvabilisation des consommateurs pauvres des pays en voie de développement fera deux dans quelques années, quand leur pouvoir d'achat augmentera, des clients potentiels du groupe pour des produits à plus forte ajoutée. Charité bien ordonnée commence par soi-même. gc



Coup de com : Lancement de l'initiative « Business for Inclusive Growth » lors du G7, fin août

Chronique Internet

L'élite techno éclaboussée par le scandale Epstein

Jean Lasar

Self-made man, prodige de la finance, hédoniste proche des puissants de la planète, Jeffrey Epstein avait réussi se donner l'image d'un philanthrope soutenant la recherche et l'innovation. Démasqué comme prédateur sexuel récidiviste, celui qui abusait de jeunes femmes, souvent mineures, et, en souteneur mondain, en « fournissait » à ses amis et connaissances, s'est donné la mort le 10 août dans une prison de Manhattan. L'affaire, qui a secoué les coterie de milliardaires à travers le monde, vient d'atteindre les milieux de la technologie. Samedi, Joi Ito, le directeur du Media Lab du MIT (Massachusetts Institute of Technology), a démissionné après qu'on eut découvert qu'il avait accepté des millions de dollars d'Epstein tout en s'efforçant d'en cacher la provenance.

Le Media Lab est sans doute l'un des centres de recherche les plus en vue de la planète techno. Créé en 1985, il se présente comme un lieu d'innovation transdisci-

plinaire ouvert aux visionnaires iconoclastes voulant « améliorer le monde ». Dans *Slate*, qui dénonce sans ambages la « pourriture morale » du Media Lab, Justin Peters estime que celui-ci s'était progressivement transformé en courroie de transmission pour réceptionner l'argent de grandes entreprises et de donateurs privés, pour lui-même et pour l'université réputée qui l'héberge. Ce faisant, le Media Lab négligeait opportunément de se préoccuper de ce qui pouvait motiver ces flux d'argent, même s'il s'agissait surtout, au fond, de « vendre plus de camelote ». Alors que le MIT est une des marques les plus crédibles au monde, « le Media Lab l'a sali encore et encore en vendant son prestige à des banques, des entreprises pharmaceutiques, des constructeurs automobiles, des enseignes commerciales multinationales, au moins un prédateur sexuel en série, et d'autres qui espéraient camoufler leur avidité grâce au vernis de l'innovation ».

En 2008, coïncé par des témoignages sur ses turpitudes, Epstein avait conclu un accord controversé avec la Justice qui lui avait permis, après quelques mois passés dans une prison de luxe, de reprendre sa vie de *jet-setter*. Joi Ito et le Media Lab ne pouvaient donc ignorer à qui ils avaient affaire. Après avoir lui-même quémandé 100 000 dollars à Epstein pour continuer d'employer un chercheur, Ito avait demandé à ses subordonnés d'en cacher la provenance, a révélé le *New Yorker*. Bien plus que les quelque 1,5 million de dollars initialement admis par Ito, le Media Lab a reçu au moins 7,5 millions de dollars d'autres donateurs qui agissaient « suivant les instructions » ou par l'intermédiaire d'Epstein. Dans la foulée, Ito a aussi démis-

sionné des Conseils de la Fondation MacArthur, de la Fondation James L. Knight et du *New York Times*, ainsi que d'un poste d'enseignant à Harvard.

Dans le *Guardian*, Evgeny Morozov, auteur originaire de Belarus connu pour sa critique radicale du « solutionnisme technologique », dénonce la « banqueroute morale des élites techno » que révèle selon lui ce scandale. Il centre son attaque sur Nicholas Negroponte, fondateur du Media Lab, et dénote le rôle des conférences TED (Technology, Entertainment, Design), créées en 1984, en tant que véhicules d'une « troisième culture » construite autour de la triple exclusion de la politique, des conflits et de l'idéologie, et s'appuyant au contraire sur la science, la technologie et la recherche pragmatique de solutions : « Des idées en tant que service, adroitement emballées dans des snacks intellectuels de 18 minutes ». Negroponte, un des premiers conférenciers des TED Talks, a d'ailleurs lui-même, dans un premier temps, essayé de défendre la relation entre le Media Lab et Epstein. Morozov présente cette troisième culture comme un « bouclier parfait pour poursuivre des activités entrepreneuriales sous guise d'intellectualisme », le décrivant comme suit : « Réseautage infini avec des milliardaires mais aussi des modèles et des stars de Hollywood ; financements instantanés par des philanthropes et des *venture capitalists* évoluant dans les mêmes cercles ». Ironie de l'histoire, Morozov a lui-même été lié à ces milieux par le biais de son agent littéraire John Brockman. Mais il s'est séparé de lui au mois d'août après que son rôle dans ces connexions douteuses fut devenu apparent.

Brief an die Redaktion

Jordi Pep und das landwirtschaftliche Erbrecht

In *d’Lëtzebuurger Land* vom 16. August 2019 fühlt ein gewisser Jordi Pep, ein aus ländlichen Verhältnissen stammender Lehrer im Ruhestand, so die Angaben am Schluss des zweiseitigen Artikels, sich dazu berufen, über das im Rahmen des Gesetzes vom 9. Juli 1969 eingeführte landwirtschaftliche Erbrecht ausgiebig zu fabulieren und herzufallen.

Der Titel des Artikels („Einfach so Besitz vom Staat“) ist wohl moderner Werbung in schlechtem Deutsch nachempfunden und soll suggerieren, der Staat würde den Bauern zu unrechtmäßigem Besitz verhelfen.

Der Autor schildert den recht langen und hürdenreichen Entstehungsprozess dieses Gesetzes, das auf Initiative und Druck der Bauernzentrale zustande kam. Dabei insinuiert er gelegentlich eine eventuelle Inspiration beim Nazi-Reichserbhofgesetz von 1933, um, im Widerspruch dazu, aber dann zu präzisieren, dass die Bauernzentrale sich bei dem Gesetzesvorschlag teils auf die französische, teils auf die schweizerische Gesetzgebung basiert hat.

Vor der vor 50 Jahren eingeführten Neuregelung galten die gemeinrechtlichen Bestimmungen des Zivilgesetzbuches (ursprünglich Code Napoléon genannt), nach denen, mangels gegenteiliger Eini-gung, jeder Erbe seinen Anspruch am Betriebs-eigentum in natura geltend machen konnte, was un-weigerlich zur Zerstückelung der Betriebe führte. Dass unter diesen Umständen eine Bauerngewerkschaft mit Nachdruck eine Gesetzesänderung for-derte, um diese Zerstückelung zu vermeiden, mus-s-te doch wohl ihr oberstes Anliegen sein, und allein die Tatsache, dass die fundamentale Neuregelung einstimmig von der Abgeordneten-kammer verab-schiedet wurde, beweist den Sachverstand und die Weitsicht der damaligen legislativen Vertreter.

Das Gesetz vom 9. Juli 1969, durch das verschie-dene Artikel unseres Zivilgesetzbuches grund-sätzlich abgeändert wurden, ist und bleibt von großer Wichtigkeit, um die Übereignung der landwirtschaftlichen Betriebe unter finanziell tragbaren Bedingungen zu ermöglichen und so deren Fortbestand zu gewährleisten. Ohne auf alle Einzelheiten einzugehen, seien drei Eckpfei-ler dieser spezifischen Gesetzgebung erwähnt:

- die bevorzugte oder vorrangige Zuteilung des Betriebs (*attribution préférentielle*);
- der landwirtschaftliche Ertragswert (*valeur de rendement*) als Basis für die Bewertung der zugeteilten Immobiliargüter – und nicht auch für Maschinen und Vieh, wie der *Land*-Arti-kelautor irrtümlich behauptet;
- die zusätzliche Teilung (*partage supplémentaire*) im Falle von Mehrerlös beim Verkauf zugeteil-ter Immobilien innerhalb von zehn beziehungs-weise 20 Jahren, sofern diese Güter innerhalb oder außerhalb des Bauperimeters liegen.

Der Lehrer i.R. behauptet, diese Gesetzgebung habe „des Öfteren nachgebessert“ werden müs-sen, „wenn auch nur geringfügig“. Im Gegensatz zu manch anderen Gesetzen, die am laufenden Band abgeändert werden müssen (siehe zum Bei-spiel die kommunale Bauplanung), ist das hier diskutierte Regelwerk in 50 Jahren nur zweimal und nicht unwesentlich geändert worden:

- 1) Durch das Gesetz vom 5. April 1989 wurde festgeschrieben, dass auch Pachtland in Betracht gezogen werden kann, um die lebensfähige, wirtschaftliche Einheit eines landwirtschaftlichen Betriebes zu er-messen.
- 2) Die zweite wichtige Änderung fand ihren Niederschlag im Gesetz vom 26. Mai 2009.

Auslöser Letzterer war eine Erbteilungsangelegen-heit, im Rahmen derer das Verfassungsgericht sei-tens des Bezirksgerichtes Luxemburg mit der Frage befasst worden war, ob die Bewertung der zugeteil-ten Güter mittels Ertragswert, verbunden mit der gesetzlich vorgesehenen zusätzlichen Teilung, ver-fassungskonform sei im Hinblick auf Artikel 10bis (1) unserer Verfassung, der die Gleichheit der Lu-xemburger vor dem Gesetz vorschreibt.

Gemäß seiner Rechtsprechung in anderen Ange-legenheiten bestätigte das Verfassungsgericht in sei-nem am 25. Mai 2007 gefällten Urteil zunächst, dass es dem Gesetzgeber erlaubt sei, einzelne Personenkategorien abweichenden Rechtsver-hältnissen zu unterwerfen, unter der Bedingung



Vor 50 Jahren hatte die Bauernzentrale eine Gesetzesänderung mit der Begründung verlangt, dass im Erbfall eine Zerstückelung der Agrarbetriebe vermieden werden müsse

allerdings, dass die sich daraus ergebende Un-gleichheit objektiv, rational gerechtfertigt und angemessen ist und im richtigen Verhältnis zu ihrem Ziels steht.

Nach eingehender Analyse kam das Verfassungs-gericht dann zu der Schlussfolgerung, dass die bevorzugte Zuteilung und die Bewertung der so zugeteilten Güter zu einem niedrigeren Preis als ihrem Marktwert, verbunden mit der Möglichkeit einer zusätzlichen Teilung, rechtens sind.

Das Verfassungsgericht erachtete es allerdings als Verstoß gegen das Gleichheitsprinzip der Bürger vor dem Gesetz und demnach gegen die Verfas-sung, dass die zusätzliche Teilung binnen ver-schiedener Fristen nur beim Verkauf der zum Er-tragswert übernommenen Güter in Frage kommt, ohne andere Veräußerungs-, sprich Übertra-gungs- oder gar Zweckentfremdungsmöglichkei-ten des Eigentums in Betracht zu ziehen.

Von der Zielsetzung des landwirtschaftlichen Erbrechtes her kann man dieser Auffassung nur zustimmen, da die Bewertung auf Basis des Er-tragswertes ja einzig und allein zum Ziel hat, eine Betriebsübernahme überhaupt finanziell möglich zu machen. Demnach soll diese Bewertungsbasis auch nur so lange gelten, wie die auf dieser Basis über-nommenen Güter zum Betrieb gehören und zu dem vorgegebenen Zweck genutzt werden. Auch soll die zusätzliche Teilung, die seinerzeit auf Vorschlag der Bauernzentrale im Gesetz festgehalten wurde, Spe-kulationszwecken einen Riegel vorschieben. Dass diese vor 50 Jahren eingeführte Gesetzesmaßnah-me nur im Falle von Verkauf vorgesehen worden war, lag wohl daran, dass angesichts der Tragweite des mit der Einführung dieses Gesetzes überhaupt schon Erreichten kaum jemand andere Veräuße-rungsmöglichkeiten in Erwägung gezogen hatte.

Infolge des oben erwähnten Urteils des Verfas-sungsgerichtes hat das Gesetz vom 26. Mai 2009 nachstehende zwei wesentliche Neuerungen ge-bracht, von denen der *Land*-Artikelauteur wohl-weislich nur die erste erwähnt:

- Die ursprüngliche zweiteilige Frist von zehn und 20 Jahren für die zusätzliche Teilung ist durch eine einheitliche Zeitdauer von 25 Jahren ersetzt worden.
- Die zusätzliche Teilung gilt in Zukunft in allen Fällen, wo die übernommenen Immobiliari-güter in egal welcher Form (in Eigentum oder sogar in Pacht) übertragen, beziehungsweise nicht mehr landwirtschaftlich genutzt werden.

Ausgenommen von dieser Regel sind Aszen-denteilungen, Schenkungen in direkter Linie, Felderzusammenlegung und Tausch, sofern die betreffenden Güter landwirtschaftlich genutzt

bleiben. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass unser Berufungsgericht inzwischen – ent-gegen einem erstinstanzlichen Urteil – formell bestätigt hat, dass das vorgenannte Urteil des Ver-fassungsgerichtes weder die bevorzugte Zuteilung des Betriebes, noch den Ertragswert als solchen für verfassungswidrig erklärt hat!

Noch eins zum Ertragswert: Der *Land*-Artikelau-tor stellt fest: „Luxemburg steht mit dem Ertrags-wert bei der landwirtschaftlichen Erteilung sehr allein auf sehr weiter internationaler Flur, wenn-gleich nicht ganz.“ (Für einen solchen Satz hätte er seinen Schülern in seinem früheren Berufsle-ben sicher die Note Ungenügend gegeben ...)

Dass es den Ertragswert außer in Luxemburg nur noch in der Schweiz gibt, hängt sicher mit der Bo-

den- beziehungsweise Flächenstruktur zusammen. In vielen anderen europäischen Ländern gibt es weite, große, fernab vom Bauperimeter gelegene Flächen, deren realer Wert in keinem Verhältnis zu dem hiesigen steht. In unserem kleinen Land, in dem durch verschiedene Faktoren (Wirtschafts-wachstum, Wohnungsknappheit, Ökopunktesys-tem und so weiter) bald jeder abgelegene Winkel zum Spekulationsobjekt wird, besteht das Risiko, dass den aktiven Bauern die nötige Bewirtschaf-tungsfläche verloren geht, beziehungsweise ihre Anschaffung unerschwinglich wird.

Was nützte unter diesen Umständen die bevorzugte Zuteilung des Betriebes, wenn nicht der Ertragswert, sondern der Verkaufswert als Berechnungsbasis he-rangezogen werden müsste? An eine Betriebsüber-nahme wäre hierzulande nicht mehr zu denken!

Zum Artikel „Einfach so Besitz vom Staat“, erschienen in *d’Lëtzebuurger Land* vom 16. August 2019

Das laut J. Pep „entwürdigende und aus finsterrer Zeit stammende Gesetz“ (sic!) von 1969 hat also nach wie vor seine absolute Daseinsberechtigung und seine Rechtmäßigkeit wurde von unserem Verfassungsgericht bestätigt.

Zu guter Letzt noch dies: Jedes Gesetz kann zu Missbrauch führen. In den meisten Fällen und in den meisten Bauernfamilien herrscht bei der Teilung die Vernunft vor; die Eltern handeln ver-antwortlich und sorgen für einen korrekten Aus-gleich zwischen ihren Kindern.

Ausnahmen gibt es sicherlich auch, was aber kein Grund ist, zu pauschalisieren, wie der *Land*-Artikelauteur das tut, und ein eminent wichtiges Ge-setz in Grund und Boden zu zerreden. Centrale Paysanne Luxembourgeoise

Chroniques de l'urgence

Et la grêle fut

Jean Lasar

Guadalajara, capitale de l'État de Jalisco au Mexique, a essuyé le 30 juin dernier un orage de grêle dont les images ont fait le tour du monde. Heureusement, personne n'a été blessé. Reste qu'en vingt minutes, la ville a été submergée par des quantités impressionnantes de billes de glace qui se sont entassées par endroits sur 1,5 mètre et ont enseveli des camions jusqu'au pare-brise.

« Nous n'avons jamais vu un tel orage », a déclaré le gouverneur du Jalisco, Enrique Alfaro Ramirez,

Peut-on affirmer, comme le fait le gouverneur du Jalisco, que le dérèglement du climat favorise les orages de grêle ?

concluant : « Et après, on se demande si le chan-gement climatique existe ».

La grêle se forme dans les cumulonimbus, quand de puissants courants ascendants soulèvent rapide-ment de l'air très humide au sein duquel les gout-telettes d'eau se condensent puis gèlent. Les billes de glace redescendent ensuite vers le bas du nuage, d'où, suivant les turbulences, elles peuvent remonter à nouveau et s'enrober d'une couche de glace addi-tionnelle (et même se couvrir d'épines !) ou échapper aux vents ascendants et tomber à terre sans fondre.

Le site Severe Weather Europe (*severe-weather.eu*) a publié ces derniers mois quantité d'alertes sur les risques de « very large hail » et d'images de poignées de grêlons photographiés dans la paume d'une main, pour donner une échelle. Mais peut-on affirmer, comme le fait le gouverneur du Jalisco, que le dérèglement du climat favorise les orages de grêle ? Et surtout, doit-on s'attendre à des grêlons tendanciellement plus gros et donc plus destructeurs ?

Samuel Childs, un étudiant en sciences atmos-phériques de l'université de Colorado, rapporte que le 6 août 2018, des grêlons de la taille de

baseballs se sont subitement abattus sur l'enclos des ours au zoo de Colorado Springs, blessant huit personnes, tuant cinq animaux et endom-mageant des centaines de voitures garées. Selon les rapports recensés par le Centre de prévisions de tempêtes (SPC) du service météorologique des États-Unis, on a bel et bien recensé cette année-là une hausse du nombre des grêlons de plus de deux pouces, indique-t-il.

Mais comment s'assurer qu'il ne s'agit pas d'un effet grossissant lié à l'ubiquité des *smartphones* et des réseaux sociaux, ou à l'urbanisation ? Peu de recherches ont encore été consacrées à la ques-tion. Childs précise qu'il travaille lui-même sur des modèles destinés à neutraliser ces effets dans les analyses statistiques.

En 2010, dans le Dakota du Sud, le grêlon le plus gros jamais mesuré avait 20,3 centimètres de dia-mètre. On a déploré 246 morts après l'orage de grêle qui s'est abattu le 22 avril 1888 sur les districts de Moradabad et Beheri en Inde. Des records éloquents quant au potentiel meurtrier du phénomène. Pour évaluer le risque qu'il s'aggrave du fait de la crise climatique, il importe de suivre la recommandation de Samuel Childs et de l'étudier davantage.

Zu Gast

« No green without red »

Il est grand temps d’assumer le fait que la crise écologique renforce déjà actuellement et creusera davantage les inégalités. Afin d’éviter une « vraie crise sociétale », il est impératif de combattre ces inégalités à différents niveaux.

Une première approche serait de combattre la crise écologique, respectivement de changer les modes de vie et de financer une transition écologique par l’introduction d’un modèle fiscal incitant à un comportement écologique. Problème : une taxation « simple », comme une augmentation des taxes sur les carburants, affecte directement le pouvoir d’achat et pèse donc plus particulièrement sur les ménages les moins aisés. D’ailleurs ces ménages n’ont souvent pas les moyens de recourir à des voitures moins polluantes. Ainsi une augmentation des taxes sur le fuel a le même effet anti-distributif. Il va de soi que les rénovations énergétiques ne sont, à vrai dire, toujours pas à la portée de tout le monde.

Une fiscalité écologique qui ne pénalise pas ou pas exclusivement les ménages les plus fragiles passe par une redistribution et donc par une réflexion générale sur la justice fiscale. Qui dit justice fiscale, aussi et surtout au Luxembourg, dit imposition complètement déséquilibrée entre revenus du travail, dont les salaires, et les revenus du capital et de la propriété, intérêts, dividendes, et cetera.

La génération de recettes, susceptibles de servir à une transition écologique sociale pourrait être atteinte par la taxation adaptée des grandes propriétés immobilières, donc par la réforme des droits de succession.

Historiquement et théoriquement l’impôt sur l’héritage est un impôt sur les transmissions de biens qui s’opèrent par le décès et qui a pour but de limiter l’inégalité de la répartition des richesses et d’éviter la concentration excessive de celles-ci. Au Luxembourg une exemption s’applique notamment à toutes les successions recueillies ou acquises en ligne directe . De ce fait, au fil des générations, de gros patrimoines familiaux se sont créés sans que pour autant la collectivité ne soit soumise, du moins en partie, au profit. Les recettes des droits de succession par rapport au total des recettes courantes de l’État tourne autour d’un taux faible de 0,7 pour cent, alors qu’en France les recettes globales des impôts sur le patrimoine des particuliers s’élèvent à un taux de 3,5 pour cent du PIB. Cette situation patrimoniale dommageable, qui met en danger l’équilibre sociétal, nécessite une réponse urgente de l’État. Or il convient de souligner que le but d’une telle imposition sur les successions n’est pas la pénalisation des petits patrimoines. Il s’agit plutôt d’une imposition sur les patrimoines fortunés pour mettre fin à la summa divisio ; fortunés-pauvres.

Un effet « secondaire » de cette réforme pourrait être la transmission anticipée du patrimoine, qui mobilisera du foncier et permettra de lutter de façon conséquente contre la spéculation immobilière. Sans cette mesure, en se limitant seulement à l’augmentation de l’offre de logements et de terrains constructibles, une stabilisation voire une diminution des prix de l’immobilier ne pourra pas être obtenue. Rappelons ici, comme le Statec l’a récemment indiqué dans une étude, que ce sont surtout les jeunes qui au Luxembourg sont « parmi les plus précarisés » en Europe et de moins en moins capables « à s’emparer d’un logement ».

Toutes ces impositions pourraient générer des recettes supplémentaires d’une grande importance et être utilisées pour une transition écologique qui ne pèse pas sur les plus précaires, mais qui, bien au contraire, mène à plus d’équité sociale. **Amir Vesali, Olivier Cano, Gledis Kryeziu, Georges Sold**

Gedicht fir d’Aarbechter

De Bausch dee baut en Tram
E Stadion baut déi blo Madamm
De Wolter fléckt ganz Bascharage
En deckt den Daach a botzt d’Garage

De Bettel baut eng smart Natioun
De Juncker baut sech eng Pensioun
An d’Maggy baut eng Frittebud
Déi hatt nach fir säi Récktrëtt krut

D’Sam Tanson raumt d’Archiven
Fréi mueres schonn um siwen
Da baut et nach e Logement
Well et vun alles eppes kennt

Den Etienne baut Fabricken
Logistik a Kliniken
Den Turmes baut gréng Millen
Fir seng waarm Loft ze fillen

„Wer baute das siebentorige Theben?“
Eben.

Jacques Drescher

Die kleine Zeitzeugin

Im Sommer bin ich immer so sterblich

Michèle Thoma

Echt wahr, nur im Sommer?, mag sich gebeugte Leserin fragen.

Ja, wann, wenn nicht dann? Wenn alles schreit: Hier, hier!, alles schreit nach dir. Und eine Blüte blüht so schamlos vor dir. Und die Eiskugeln wölben sich, und Alkoholisches in Sonnenuntergangsfarben leuchtet dir. Hier, jetzt. Oder nie. Hier blüht was, da sprüht was, dann verglüht alles unter einer totalitären Sonne. Alles wird elementar, der Schweiß strömt, der Talk der Politiker_innen versiegt.

Vielleicht regnet es aber auch den ganzen Sommer, und man starrt in den Regenfilm und fragt sich, ob es das schon war. Oder ob noch was kommt, die Krallen im Sand, die Reise, die eine zu sich selber führt, wohin sonst. Die endgültige Liebe. Der Tod in Venedig. Aber dann ist nur Biennale.

Wollt ihr den totalen Sommer? Der große und ganze, alles wäre so groß und ganz, sogar man selber. Fülle und Erfüllung, komische altmodische Wörter, aber sie drängen sich auf, bedrängen die Lebenspassantin. Dass der himmlische Tag an einem Meer eine innerlich aufleuchten lässt. Er gibt alles, dafür müsste man sich aber hingeben, das Wörtchen ist ziemlich passé, aber das wäre der Deal. Ohne das geht gar nichts. Totalitär klingt das, beiß’ ins Gras! Tauch’ ein ins Meer, geh’ unter! Aber dann kriegst du schon die Panik, wenn ein Quallenprinzesschen angeschwebt kommt. Und im Sand gibt es Insekten.

Wenn der Sommer ganz jung ist, ist er schon auf seinem Höhepunkt. Jubeljuni. Es ist Mittsommer, die weiße Nacht der Elfen und Faschisten. Dann kommt der Absturz. Nicht

schnell, schleichend. Sekunde um Sekunde. Eher ein Abgleiten. Der tiefste Sommer ist der Hochsommer. Höher geht es nicht, das Grün ist schon schwarz.

Das besessene Summen der Fliegen, die auf dem Todesstreifen kleben, der über dem Tisch in der Stube baumelt. Ich bin in der Verbanung auf dem Land. Gesellschaft leisten mir Marienkalender-Bauern, die ernsten Antlitzes über die Scholle schreiten. Und die zwölf Makkabäer. Die Makkabäer sind die Toughsten aus dem Heiligenlegendenbuch. Bei lebendigem Leib gehäutet, keine Weicheier.

Wenn mir ein paar Kinder erscheinen, beerdigen wir Tiere, eher kleine. Wir errichten Grabmale, Altare, veranstalten Prozessionen.

Auf dem Gottesacker helfe ich der Großmutter, den Großvater zu gießen. Im Bett aufgebahrt besprengt die Großmutter mich mit Weihwasser, dann kommen die armen Sünder_innen und die vierzehn Nothelfer_innen, das ewige Licht leuchte, dann schnarcht die Großmutter. Papst Pius X. hatte auf dem Totenbett die Hände über der Brust gefaltet. So wie der marmorne, hakennasige, totenmaskierte Totenbettpapst will ich nicht einschlafen. Aber auch nicht auf der linken Seite, das ist die Herzseite, die Herzschlagseite. Wenn der Herzschlag aufhört, kriegt man einen Herzschlag. Im Großmutterbett ist der Großvater an einem Herzschlag gestorben. Schnarcht die Großmutter noch?

Am 1. August reihen sich die mit den himmelhoch beladenen Gepäckträgern in die Karawane und schleichen in einer langen Schlange gen Süden. Tage und Nächte lang. Sie schlafen auf

Wenn der Sommer ganz jung ist, ist er schon auf seinem Höhepunkt. Jubeljuni. Dann kommt der Absturz

Autositzen und trinken Lauwarmes aus Thermoskannen. An der Loire schmilzt der Mond in die Loire.

Der Nacken des Vaters ist gegerbt und gekerbt von den Schnitten des Zeitmessers. Während der Reise werden die Eltern immer älter. Dann stehen wir fix und fertig im Blau herum, alles ist blau, hier sind wir jetzt, mittendrin in der Mitte der schönsten Tage.

Mitte August leert sich der Strand. Die Quallen liegen bleich im Sand. Die Algen kommen. Die Deutschen verschwinden, Knochengerüste tauchen auf. Sie kommen aus England. Wenn die Knochengerüste kommen, packt der Sommer ein. Nachts sitzt man nicht mehr in der Badehose, als würde es ewig so weiter gehen. In der Camping-Disco drehen sich die letzten Paare. Ich verfasse geheime Botschaften, die ich unter Bänke oder an Baumstämme hefte. Bald sind wir die letzten Mohikaner_innen am Meer.

Zur Braderie sind wir zurück. Wir stürzen uns auf die *Fouer* und den *Bichermaart*. Schwarz wie die Neger, die Tage sind grau.

Das Leben ist wieder da. Der Tod ist vorbei.

Le mode de vie européen

Être au côté des autres

Laurent Mignon

L’époque est difficile pour quiconque se dit internationaliste. La montée de l’extrême-droite en Europe et la profonde xénophobie qui anime les architectes du Brexit menacent ceux qui, comme

Victor Hugo l’écrivait en 1843, ont « pour patrie le monde et pour nation l’humanité. » Dans un tel contexte, les idées à l’origine du projet européen, tel qu’il fut défini dans le cadre de la Ceca, sont d’une radicalité étonnante. L’interdépendance entre les États devait garantir la paix en Europe de l’ouest alors que des politiques économiques d’inspiration keynésienne dompteraient la bête capitaliste. Ce projet que certains à gauche considéraient comme réactionnaire en pleine guerre froide semble en 2019 révolutionnaire. Se resourcer aux origines du projet européen apporte un tant soit peu du baume au cœur et, dans un moment de faiblesse, on se met à croire ceux qui affirment que l’Union européenne est aujourd’hui la maison commune des internationalistes dans le conflit fondamental qui les oppose aux Victor Orbán, Marine Le Pen, Matteo Salvini et consorts.

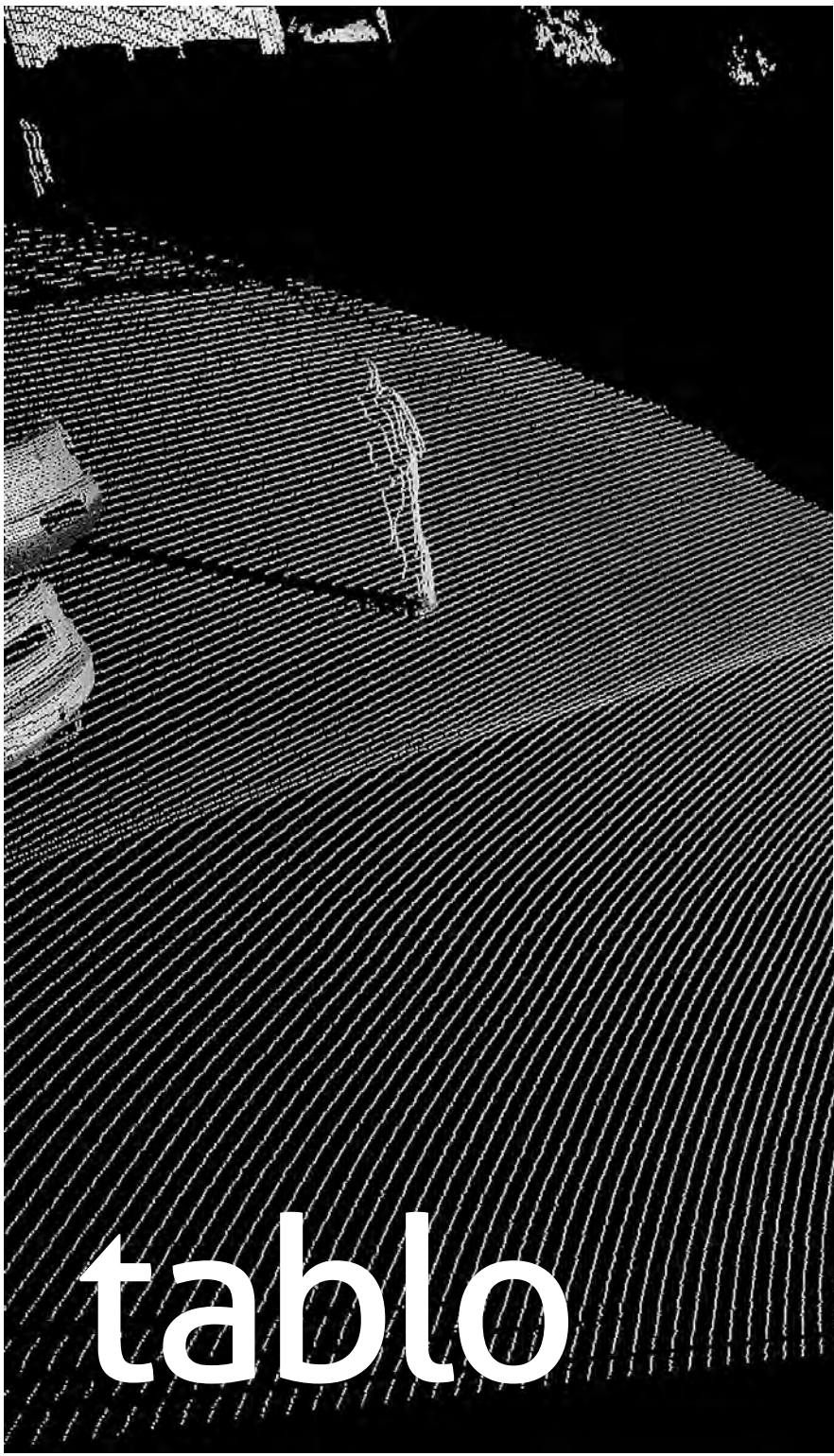
Mais cet égarement n’aura été que de courte durée grâce à Ursula von der Leyen et à son équipe. Dans l’organigramme de la nouvelle Commission européenne, le vice-président Margaritis Schinas a pour ressort « la protection de notre

mode vie européen ». Or le fait qu’il s’agit là du portefeuille anciennement appelé « migrations, affaires intérieures et citoyenneté », suggère que pour la nouvelle Commission, ce sont les migrants qui constituent un danger pour un « mode de vie européen » qu’il faudrait protéger. L’explication de la Commission que le « European way of life » est une référence aux valeurs soi-disant européennes de « tolérance, d’accueil et d’asile » ne convainc guère. La principale menace contre ces valeurs universelles ne vient pas des réfugiés et travailleurs immigrés, mais bien des partis d’extrême droite dont la Commission semble s’approprier le langage. L’utilisation de l’adjectif possessif « notre » est indicatif de cette dérive. C’est « nous » contre les autres.

Le problème est bien évidemment la définition du « nous ». Qu’un certain malaise semble exister au sein de la Commission par rapport à ce nouveau portefeuille est confirmé par le fait que la version allemande de l’organigramme ne mentionne pas la « protection de notre mode vie européen », mais parle seulement « de protection de ce qui constitue l’Europe » : « Schützen, was Europa ausmacht ». Mais quelle Europe protéger ? Certes l’Europe, ce sont les œuvres d’Alexandra Kollontaï, de Thomas Mann et de bien d’autres encore. Mais ceux qui brûlèrent leurs livres à Berlin le 10 mai 1933 étaient tout aussi Européens. Les voies qui menèrent aux camps de la mort avaient leurs origines dans des aspects d’une pensée européenne qui elle aussi opposait le « nous » et les autres. Il n’y a donc nul doute à avoir. Être internationaliste, c’est être au côté des autres.

La Commission semble s’approprier le langage de l’extrême droite





Les images sont troublantes, tellement elles semblent à la fois familières et étranges. L'artiste français Thibault Brunet se définit comme photographe documentaire, voire topographe. Il documente le paysage avec un scanner 3D. Pour la *Nuit de la culture* eschoise, qui a lieu ce samedi, 14 septembre, à partir de 16 heures, Brunet a été invité par l'asbl Esch 2022 à investir son pavillon place du Brill. Il y présente *Topographia naturalis*, un relevé en images numériques des spécificités du paysage le long de la frontière franco-luxembourgeoise – pour constater qu'il y a très peu de différences. L'artiste sera présent pour la soirée de samedi, puis le pavillon sera encore accessible dimanche 15 septembre de 11 à 17 heures. Tous les détails sur le programme de la *Nuit de la culture* (prévue en mai, elle avait été reportée pour cause de deuil national), qui, Alzette oblige, s'articule cette année autour du thème de l'eau, sont disponibles sur nuitdelaculture.lu. jh



tablo

Musique

Pädagogischer Charme

Das Service National de la Jeunesse organisiert am 21. September erneut das Festival *On Stéitsch* in den Rotondes in Bonneweg. Das Jugendfestival wurde 2007 gegründet und soll seither eine jährliche Plattform für junge Künstler aus Tanz und Rock-Pop-Bereich bieten, jenseits von künstlerischem Wettbewerbsgedanken und ästhetischer Beurteilung. Das klingt irgendwie spießig? Ist es leider auch. Das Festival hat den Charme eines pädagogischen Weiterbildungskurses nach dem Motto: Dabeisein ist alles. Dadurch nimmt es leider weder Künstler noch Zuschauer besonders ernst und verbreitet Langeweile. Dabei sollte ein Jugendfestival gerade das nicht sein – vielleicht ist die Zeit gekommen, dass das Service National de la Jeunesse das Konzept des *On Stéitsch*-Festivals trotz guter Intention noch einmal überdenkt und im kommenden Jahr mit neuer Strategie auftrumpft.(Einlass: 14 Uhr, kein Eintritt ; Foto: Onsteitsch.lu) ps



Musique

Un d'Himmelspaart tocken

Serge Tonnar war es leid, Serge Tonnar zu sein. Nach der vergangenen *Bommeleeër Buddha-Tour* legte er ein in *Sabbatical* ein und kehrt nun mit neuem Material zurück: *Aner Lidder* heißt sein Programm, das er am Samstag, den 21. September in der Philharmonie präsentieren wird. Es ist eine Hommage an seine Vorbilder Jacques Brel, Nic Cave und Udo Lindenberg, deren Werke er interpretieren wird. Allerdings hat der Künstler die Songs tonnarisiert und wird sie in eigenem Stil sowie der Sprache von Michel Rodange präsentieren. Er wird begleitet von gestandenen Musikern wie Georges Urwald sowie mehreren Überraschungsgästen (philharmonie.lu). ps

Ode an dEFDUMp

Während Tonnar seine Vorbilder würdigt, feiert die Kulturfabrik ihre bekannteste Hausband. *Thisisforevermore* lautet ein Projekt in Erinnerung an Luxemburgs erfolgreiche Band dEFDUMp, die sich vor rund zehn Jahren auflöste. Pol Belardi, Niels Engel, Jérôme Klein, Noémie Leer sowie die ehemaligen dEFDump-Mitglieder Pascal Useldinger und Felix Faber werden das Werk der Band in neuem *hardcore-jazz* Gewand interpretieren. Bereits bei der letzten Ausgabe des *Food For Your Senses*-Festival kamen die Musiker für eine dEFPUMp-Hommage zusammen. Dieses Mal soll der Auftritt deutlich länger dauern mit vollkommen neuem Material. Für Nostalgiker der Kufa-Szene. (kulturfabrik.lu) ps

Exposition



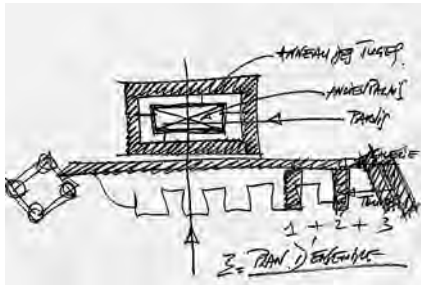
Meine Schwester Vicky

„Vicky ist mein Muse“, hat Anna Krieps (geboren 1986) einmal vor Jahren gesagt. Tatsächlich ist die erfolgreiche Schauspielerin das beliebte Motiv der Fotografie von Anna Krieps (Foto). Einmal sitzt sie „Kopf über“ neben einem Mann auf einer Parkbank, dann liegt sie schnurgerade auf einer Treppe vor einem historischen Gebäude und noch auf einem weiteren Bild hat sie sich zusammengekauert in einen Betonklotz am Straßenrand. Auch für die neue Schau *Ikonographie* in der Galerie Nosbaum/Reding wird Anna Krieps ihre Schwester in ungewöhnlichen Positionen porträtieren. Zudem wird der in Köln lebende Künstler Thomas Arnolds (geboren 1975) erstmals in Luxemburg seine Kunst vorstellen. Seine Schau trägt den Namen *Augmented Bonsai* und präsentiert eine neue Serie seiner weitestgehend monochromen Bildflächen. Vernissage für beide Ausstellungen ist am Donnerstag, dem 19. September ab 18 Uhr in Anwesenheit der Künstler. (nosbaumreding.lu) ps

Architecture

Dat neit Héichhaus

Dominique Perrault avait à peine terminé la construction épique de la nouvelle Bibliothèque François Mitterrand à Paris lorsqu'il entama, en 1996, la quatrième extension de la Cour de Justice de l'Union européenne au Kirchberg. Elle fut spectaculaire, intégrant les anciennes constructions et les enrichissant d'une façade en verre et de deux tours dorées qui offrent depuis 2008 un écrin digne à la haute juridiction. Or, d'évolutions de la Cour en élargissements de l'UE, les espaces réservés à l'administration s'avéraient vite exigus. En 2011 est décidée une cinquième extension, également confiée à l'architecte français et pour laquelle les travaux commencent en 2016. La troisième tour, noire et dorée, qui est désormais le bâtiment le plus élevé du Luxembourg – 31 étages ou 115 mètres, soit 38 de plus que l'ancien *Héichhaus* place de l'Europe –, a été achevée en juillet et sera officiellement inaugurée par le grand-duc Henri et le Premier ministre Xavier Bettel (DP) jeudi prochain, 19 septembre, à 18 heures. La construction a été préfinancée par le Luxembourg, via une loi de garantie et aura finalement coûté 144 millions d'euros. La Cour remboursera cette somme d'ici 2036 au grand-duché pour devenir propriétaire de ses bâtiments. Mercredi 18 septembre, la CJUE organise une conférence avec e.a. Dominique Perrault, intitulée *Un palais dans la cité* (dessin ; sur inscription). jh



Exposition



Transfigurées

La maternité est un événement si extraordinaire dans la vie d'une femme que celles qui sont artistes ne résistent pas à la tentation de faire évoluer leur travail autour de la question de la fécondité, du changement de leur corps ou de la transmission. *Moi. Maman*, une charmante petite exposition, qui se tient jusqu'au 21 septembre chez Fellner Louigny, réunit les photos autour du sujet de Cristina Dias de Magalhães et de Neckel Scholtus (photo : TPC), toutes deux jeunes mères. Là où Dias de Magalhães joue avec l'évocation allégorique de cette parenthèse dans la vie d'une femme, montrant des dos, des contrastes, de la lumière ou la nature, Neckel Scholtus a une approche beaucoup plus directe, misant sur l'autoportrait et des métaphores comme des plants de pommes de terre, qui deviennent des symboles de la fécondité. Leurs photos font face aux œuvres du collectif Autour du bleu de la série *Mother*, réalisées selon le principe du cadavre exquis à quatre mains – un/e artiste commence une image, le ou la deuxième continue et ainsi de suite. Dans un coin du premier étage, les avertis reconnaîtront la poupée que Flora Mar avait utilisée pour sa *Cecil's Box* en janvier. Elle montra la maternité de l'autre côté, celui de la *Daughter*. jh

Politique

Public Art Experience 2

« La loi du 30 juillet 1999 oblige le Fonds Belval en sa qualité de maître d'ouvrage public à investir dans l'art », lit-on sur le site internet de l'établissement public dans la brève rubrique consacrée à *Public Art Experience* (PAE). Selon la loi, un pour cent du budget d'un bâtiment accessible au public doit théoriquement être investi dans la création artistique, somme plafonnée depuis 2015 à 500 000 euros. Le Fonds Belval avait choisi de ne pas faire de commandes par bâtiment, mais un projet de résidences, PAE justement. Or, une seule édition a eu lieu en 2016, la structure administrative ayant été complètement débordée par les besoins d'un tel projet. Depuis : plus rien, alors que les chantiers continuent. C'est dans cette optique qu'il faut lire l'annonce d'embauche d'un « responsable culture et communication » et de deux assistants pour le compte du Fonds (voir page 18). Peut-être que les choses bougeront ensuite. jh

Addendum

« Récompensé d'un oscar, Roman Polanski, de passage à Luxembourg, apprécie la vue sur le Pfaffenthal, 1971 », affirme certes la légende sous un portrait dans l'exposition *Jean Weyrich – Gentleman photojournaliste* organisée par la Photothèque de la Ville, qui se tient jusqu'à dimanche au Cercle-Cité. Nous nous étions étonnés que Polanski ait l'air si insouciant, peu après l'affaire Manson (*d'Land* du 23 août). L'historien du cinéma Paul Lesch vient de trouver l'erreur : l'homme sur la photo serait plutôt l'homonyme Serge Poljinsky, peintre et réalisateur français, qui tourna alors un film au grand-duché.

Aerowaves Dance Festival

Le contemporain du contemporain

Godefroy Gordet

Plateforme de monstration pour les jeunes chorégraphes « qui ne sont pas encore super connus », comme l'explique avec légèreté Ainhoa Achutegui, la directrice de Neimënster, dans son discours d'introduction, l'Aerowaves Dance Festival est devenu en seulement trois éditions un événement incontournable en Grande Région et bien au-delà. L'Aerowaves est aujourd'hui un passage essentiel, voire obligé, pour les nouveaux arrivants sur la scène de la danse en Europe. Ce sont ainsi trois jours de danse, pour huit spectacles, dont un issu de résidence, qui ont été proposés au public luxembourgeois la semaine dernière. Montrant un éventail des possibles de la jeune danse contemporaine européenne, à l'image de la première soirée, où l'on a enfin trouvé matière à redéfinir le terme « contemporain ».

Organisé conjointement entre le Trois CL (Centre de création chorégraphique), et Neimënster, depuis 2015, c'est de leur investissement au sein du réseau européen *Aerowaves – Dance across Europe* qu'est né ce festival luxembourgeois. Un réseau européen pour la danse créé en 1996, soutenu par le programme de l'Union Européenne « Europe Créative » et tenu aujourd'hui par 45 partenaires, issus de 33 pays européens. Et au vu des nombreux talents émergents du domaine en Europe, l'initiative est majeure.

À Luxembourg, l'émergence connaissait déjà le *TalentLab*, même si l'initiative revêt plus le format d'une résidence de recherche et d'exploration. À l'inverse l'Aerowaves Dance Festival se veut promoteur de créations chorégraphiques déjà bien en place, et agit sur la diffusion de celles-ci par des moments de représentation, dans un cadre bienveillant et professionnel. De fait, les programmeurs soutiennent avec un zèle exceptionnel les projets qu'ils accueillent, montrant leur passion, autant que leur implication, à faire résonner une jeunesse d'artistes qui peine à montrer leur travail. Précisons que ce genre de festivals sont des initiatives rares et même très isolées, à contre-courant des intérêts du public, tant ces jeunes créateurs s'intéressent à des problématiques très actuelles comme celle du genre ou liées au climat.

Cette édition montre que la danse s'enjaille à repousser les codes vers l'infini et l'au-delà, quitte à, parfois, en faire trop

Theatre in London

Dead and dusted?

Janine Goedert

A love story or a thriller? A character study? A political analysis? Lucy Prebble's new play is all of these. But, more than anything, *A Very Expensive Poison* is an uncompromising examination of what happened on 1st November 2006, when Alexander Litvinenko, a Russian defector and former FSB officer, drank tea laced with radioactive polonium-210 at the Millennium Hotel in Mayfair. He died in agony twenty-two days later.

Most people will remember the photo taken on his deathbed as a haunting accusation of the Putin regime. Since polonium is not a substance you can easily get hold of, the assumption is that the Russian President, who has ruled over his country for almost two decades now, was involved. Litvinenko's assassination was meant to set an example and serve as a warning. No words needed!

The play is based on the book of the same title written by Luke Harding, who was *The Guardian's* bureau chief in Moscow between 2007 and 2011 – only to be expelled from Russia in part because of his reporting on the Litvinenko case.

Prebble picks and chooses from the wealth of material. She also takes events a step further since she does not present audiences with a docudrama

Quoi qu'il en soit, cette troisième édition s'est vue garnie d'une programmation très alléchante, de *Hyperspace* de l'Australien James Batchelor – en ouverture – à *What Does Not Belong to Us* de la prolifique Sarah Baltzinger (que l'on retrouve, à juste titre, massivement dans les programmations danse des scènes luxembourgeoises cette saison) en passant par *Scarabeo* de l'italien Andrea Costanzo Martini, *Mouth* de la Grecque Sofia Mavragani (résultat de deux semaines de résidence à l'Abbaye), *Likes* de l'Espagnole Nuria Guiu Sagarra, *Jean-Yves, Patrick & Corrinne* du collectif français ÈS, *Somiglianza* de la compagnie espagnole Kor'sia et *Homo Furens* du collectif Plan-K. Un vivier de propositions fortes, nouvelles, contemporaines, comme celles des créations de la première soirée du festival à la Bannanefabrik qui ont largement couru dans ce sens.

En ouverture de cette édition 2019, qui ressemblait fort à un agréable *3 du Trois* (les rendez-vous chorégraphiques mensuels du 3CL), le chorégraphe australien James Batchelor présentait *Hyperspace*, troisième volet d'une série d'œuvres, nées lors d'une expédition scientifique dans l'Antarctique en 2016. Après le succès de *Deepspace* en 2018, *Hyperspace* montre une performance solo intrigante, où la sculaturalité du corps est couplée à une réflexion sur « les profondeurs inconnues de l'univers » et « l'infiniment petit ». *Batchelor* signe une ode magique aux petits gestes du corps, les imperceptibles, ceux qui poussent à des effets d'optique étonnants.

Seul en scène James Batchelor devient thésard d'une cosmologie du corps humain. Son spectacle envoie ainsi les signes d'influences pêchées chez Merce Cunningham, renvoyant à une vision mentale et intellectualisé du monde par la danse. Dans ce sens, Batchelor, après Cunningham, offre son expérience du monde au travers de son travail. Il y explore l'humain dans sa fragilité et sa mortalité, au travers et autour de lui-même.

Et puis, c'est aussi du côté de Myriam Gourfink que renvoie l'Australien, par la microscopie des mouvements qu'il engage dans sa partition. C'est en effet, d'une certaine lenteur, mais sans péjorative dans le terme. Dans *Hyperspace* on sort de l'hyperractivité quotidienne pour apprécier une direction contraire. Pourtant, si *Batchelor* touche du doigt un phénomène sociétal important et enraciné dans les habitudes pour longtemps encore – visiblement –, il est loin d'être à l'avant-garde des préoccupations du genre. Et s'il a compris que le temps peut se figer grâce à l'art, sa vision de l'espace – pourtant foncièrement liée au temps – manque de clarté.

Quelques autres créations à ne pas manquer :

En ouverture de cette édition 2019, qui ressemblait fort à un agréable 3 du Trois (les rendez-vous chorégraphiques mensuels du 3CL), le chorégraphe australien James Batchelor présentait Hyperspace, troisième volet d'une série d'œuvres, nées lors d'une expédition scientifique dans l'Antarctique en 2016.

Après le succès de Deepspace en 2018, Hyperspace montre une performance solo intrigante, où la sculaturalité du corps est couplée à une réflexion sur « les profondeurs inconnues de l'univers » et « l'infiniment petit ».

Seul en scène James Batchelor devient thésard d'une cosmologie du corps humain. Son spectacle envoie ainsi les signes d'influences pêchées chez Merce Cunningham, renvoyant à une vision mentale et intellectualisé du monde par la danse. Dans ce sens, Batchelor, après Cunningham, offre son expérience du monde au travers de son travail. Il y explore l'humain dans sa fragilité et sa mortalité, au travers et autour de lui-même.

Et puis, c'est aussi du côté de Myriam Gourfink que renvoie l'Australien, par la microscopie des mouvements qu'il engage dans sa partition. C'est en effet, d'une certaine lenteur, mais sans péjorative dans le terme. Dans Hyperspace on sort de l'hyperractivité quotidienne pour apprécier une direction contraire. Pourtant, si Batchelor touche du doigt un phénomène sociétal important et enraciné dans les habitudes pour longtemps encore – visiblement –, il est loin d'être à l'avant-garde des préoccupations du genre. Et s'il a compris que le temps peut se figer grâce à l'art, sa vision de l'espace – pourtant foncièrement liée au temps – manque de clarté.

Quelques autres créations à ne pas manquer :

A Very Expensive Poison is an uncompromising examination of what happened in 2006, when Alexander Litvinenko drank tea laced with radioactive polonium-210

but with a tapestry of different types of writing and atmospheres. The play is both a dark comedy and a family drama, with sparks of humour popping up even at the grimmest moments. John Crowley directs.

At the heart of it is the Litvinenko family: Alexander (Tom Brooke) and Marina (a brilliant MyAnna Buring) are both on their second marriage. Their lives revolve around Anatoly, their son. When the three of them escape to London, Boris Beresovsky (Peter Polycarpou), Putin's erstwhile ally and now his fiercest opponent, becomes Litvinenko's employer.

Whenever Beresovsky appears, it is party time! His exuberance and his love of life know no bounds. As such, he is the exact opposite of Putin (Reece Shearsmith), a sinister, lonely figure whose cynicism is absolutely chilling. Putin is vindictive and ever ready to strike. Clearly, in his eyes, Litvinenko knew too much about corruption in and around the Kremlin.



Scarabeo d'Andrea Costanzo Martini brille d'un je-m'en-foutisme qu'on adore

Dans un autre genre, le chorégraphe italien Andrea Costanzo Martini invite avec son *Scarabeo* à un délire chorégraphique proche du *dance theater*, voire d'un numéro chorégraphique de clowns sous acide. Entraîné par une musique d'ascenseur en thème principal, couplée à une abondance de bruitages sonores incongrus, le duo joue d'humour potache pour capter son public et sa fonctionne plutôt bien. On se croirait devant *Oggy et les Cafards*, un dimanche après-midi de pluie, une image aussi angoissante que rassurante. Et c'est cette même dualité que *Scarabeo* transporte. Ainsi, si tout se passe bien sur les dix premières minutes, la tournure que prennent les choses dans une grosse seconde partie, vire au n'importe quoi. Un bordel quand même assez maîtrisé qui fait vriller le spectacle dans la case ovni de notre classement, sans pour autant avoir envie de l'oublier.

Toutefois, si *Scarabeo* connaît quelques écueils dans la narration, il faut bien admettre qu'il montre bien que la danse s'enjaille à repousser les codes – quand le théâtre peine à trouver une nouvelle contemporanéité – vers l'infini et l'au-delà, quitte à, parfois, en faire trop. Mais foncièrement, on préfère le « trop » que le « pas assez », et la réussite de *Scarabeo* vient clairement du fait que dans l'excès du concept, Andrea Costanzo Martini brille d'un je-m'en-foutisme qu'on adore.

Quelques autres créations à ne pas manquer :

En ouverture de cette édition 2019, qui ressemblait fort à un agréable 3 du Trois (les rendez-vous chorégraphiques mensuels du 3CL), le chorégraphe australien James Batchelor présentait Hyperspace, troisième volet d'une série d'œuvres, nées lors d'une expédition scientifique dans l'Antarctique en 2016.

Après le succès de Deepspace en 2018, Hyperspace montre une performance solo intrigante, où la sculaturalité du corps est couplée à une réflexion sur « les profondeurs inconnues de l'univers » et « l'infiniment petit ».

Seul en scène James Batchelor devient thésard d'une cosmologie du corps humain. Son spectacle envoie ainsi les signes d'influences pêchées chez Merce Cunningham, renvoyant à une vision mentale et intellectualisé du monde par la danse. Dans ce sens, Batchelor, après Cunningham, offre son expérience du monde au travers de son travail. Il y explore l'humain dans sa fragilité et sa mortalité, au travers et autour de lui-même.

Et puis, c'est aussi du côté de Myriam Gourfink que renvoie l'Australien, par la microscopie des mouvements qu'il engage dans sa partition. C'est en effet, d'une certaine lenteur, mais sans péjorative dans le terme. Dans Hyperspace on sort de l'hyperractivité quotidienne pour apprécier une direction contraire. Pourtant, si Batchelor touche du doigt un phénomène sociétal important et enraciné dans les habitudes pour longtemps encore – visiblement –, il est loin d'être à l'avant-garde des préoccupations du genre. Et s'il a compris que le temps peut se figer grâce à l'art, sa vision de l'espace – pourtant foncièrement liée au temps – manque de clarté.

Quelques autres créations à ne pas manquer :

but with a tapestry of different types of writing and atmospheres. The play is both a dark comedy and a family drama, with sparks of humour popping up even at the grimmest moments. John Crowley directs.

At the heart of it is the Litvinenko family: Alexander (Tom Brooke) and Marina (a brilliant MyAnna Buring) are both on their second marriage. Their lives revolve around Anatoly, their son. When the three of them escape to London, Boris Beresovsky (Peter Polycarpou), Putin's erstwhile ally and now his fiercest opponent, becomes Litvinenko's employer.

Whenever Beresovsky appears, it is party time! His exuberance and his love of life know no bounds. As such, he is the exact opposite of Putin (Reece Shearsmith), a sinister, lonely figure whose cynicism is absolutely chilling. Putin is vindictive and ever ready to strike. Clearly, in his eyes, Litvinenko knew too much about corruption in and around the Kremlin.

And then there are the two assassins, Andrei Lugovoi and Dmitry Kovtun, incredibly amateur and careless figures who leave traces of polonium in their wake wherever they go. Or had no one actually told them what they were carrying?

Kino

La règle du jeu

Marc Trappendreher

Ihre Hochzeitsnacht hat sich die junge Grace (Samara Weaving) bestimmt anders vorgestellt. Kaum hat sie den charmanten Alex (Mark O'Brien) geheiratet und ist so Teil der überaus wohlhabenden Familie Le Domas geworden, da muss sie auch schon die sonderbaren Praktiken dieses Familienclangs kennenlernen. Es ist nämlich Brauch bei den Le Domas, dass jedes neue Familienmitglied bei der Hochzeit an einem Spiel im Kreise der Familie teilnehmen muss. Dumm nur, dass Grace ausgerechnet das Spiel *Hide and Seek* ausgelost hat, denn die Spielregeln sehen vor, dass es auf Leben und Tod bestritten werden muss und die frisch vermählte Braut bis zum Morgengrauen sterben soll ...

Es ist grausige und blutige Gewalt, die das Regie-Duo Matt Bettinelli-Olpin und Tyler Gillett in *Ready or Not* auf das Publikum loslassen, aber die Gewalt ist stets überdeutlich ironisch gebrochen. Daran hat vor allem das Schauspielensemble erheblichen Anteil, das bis in die Nebenrollen hinein so nachdrücklich an der Parodie ist, dass man diesem unverhohlenen selbstironischen Film kurzweilige Momente abgewinnen kann.

Vor diesem Hintergrund der in sich zerfallenden Familie findet die mit Gewalt und Tücke geführte Auseinandersetzung zwischen der jungen Braut und der Familie Le Domas statt. Dabei sind die zentralen Spannungslinien zwischen den einzelnen Figuren klar gezeichnet, denn immerzu droht der Konflikt zwischen individueller Selbstbestimmung, familiärer Ordnung und Traditionsbewusstsein. Von Aberglauben getrieben, terrorisiert das Familienoberhaupt Tony Le Domas (Henry Czerny) mit seinen Familienangehörigen den Neuzugang, während Grace in einem Prozess des Widerstandes über sich selbst hinauswächst. Es ist sicherlich nicht die beste, geschweige die normalste der Familien, in die sie da eingheiratet hat, aber diese Nacht wird für sie zum Prüfstein ihrer selbst.

Als großäugige, dauerhaft kreischende Braut droht Samara Weaving dabei dem Klischee der puppenhaften und völlig naiven Blondine anheimzufallen, doch Matt Bettinelli-Olpin und Tyler Gillett inszenieren sie mit genügend Ambivalenz, so dass sie den Film mit einer Mischung aus Opfer- und Täterrolle tragen kann. Für das Publikum wird hier Angst und Schaulust so verbunden, dass beides gemeinsam die narrative Bewegung nach vorn ausmacht und man diesem Spiel von Ausbruch und Aufbruch fiebernd folgt. Das ist ein bitterböser Abgang auf die ultra-reiche amerikanische Oberschicht, sowie auf zeremonielle Bräuche, indem formelhafte Wendungen wie „Bis dass der Tod uns scheidet“ wörtlich genommen werden und so für zynisch-humorvolle Unterhaltung sorgen.

Wie einst der finstere Graf Zaroff in *The Most Dangerous Game* (1932) Jagd auf Schiffbrüchige machte, sind auch die Le Domas noch von diesem Spieltrieb besessen. Doch wo der von der RKO im Jahr 1932 produzierte Film noch in der Anfangsphase des klassischen Horrorkinos anzusiedeln ist, tatsächlich Furcht einflößen und entsprechende Affekte hervorrufen wollte, da zeichnet sich der von Fox Searchlight produzierte *Ready or Not* durch einen äußerst schauerlichen Genremix aus, der sich allerlei Versatzstücken bedient und sie so zusammenfügt, dass die Trennschärfe zwischen Horror-Schockmomenten und komödiantischer Satire sich auflöst – so unverhohlen dreist kombinieren Matt Bettinelli-Olpin und Tyler Gillett Gruselmomente des Gothic-Horror mit Splatter-Einlagen und verdichten sie mit einem Gestus der satirischen Überzeichnung, dass der schwarze Humor in nahezu allen Szenen zutiefst spürbar wird.

Stellt man eingedenk dessen noch in Rechnung, dass auch ein Film wie Peter Jacksons *Braindead* (1992) mit ähnlich schwarzem Humor und mit noch krasserem brutal-komischen Blutexzessen für Furore sorgte, und so eine wahre Anhängerschaft nach sich ziehen konnte, dann ist es durchaus vorstellbar, dass auch *Ready or Not* zum Kultfilm avancieren könnte.

ghosts are not needed; there are already too many secrets and lies to unravel.

A much more intimate, less apocalyptic experience awaits you at the National. Though set in the 1980s, *Hansard*, a new play by Simon Woods, often feels like a running comment on contemporary British politics. Brexit was not even a concept back then, yet the tensions between the so-called elite and the people, between the Eton boys and everyone else, were central to political events – just as they are today.

Meanwhile, at the Donmar Ola Ince directs *Appropriate*, the 2013 sprawling drama by Branden Jacobs-Jenkins set in an Arkansas plantation house. This is, no doubt, the most cluttered stage you have ever seen – a sitting-room literally covered in junk. Everything has been dumped here as an estate sale is on the cards.

Ironically, the reclusive Lafayette family patriarch remains the central figure though he is dead now. Long buried truths are forced to the surface as the next generation is tearing itself apart. Monica Dolan is an excellent Tony, the eldest of the siblings. She fights tooth and nail for her dad's reputation once accusations of bigotry and racism fly, yet her yells of abuse fail to cover up her smouldering frustration.

My only squabble would be with the intrusive sound effects meant to introduce supernatural tensions to this house of horrors. Surely, life-size

ghosts are not needed; there are already too many secrets and lies to unravel.

A much more intimate, less apocalyptic experience awaits you at the National. Though set in the 1980s, *Hansard*, a new play by Simon Woods, often feels like a running comment on contemporary British politics. Brexit was not even a concept back then, yet the tensions between the so-called elite and the people, between the Eton boys and everyone else, were central to political events – just as they are today.

The two-hander directed by Simon Godwin starts as an English *Who's Afraid of Virginia Woolf?* before it descends into unbearable pain and regret. Alex Jennings stars as Robin Hesketh, a smug junior Tory minister who returns to the Cotswolds house he shares with his wife Diana (Lindsay Duncan). They have been married for thirty years, but they have long drifted apart. Woods makes you laugh, but also shudder at the waste of these lives and at the privileges taken for granted. A very English play.

A Very Expensive Poison, The Old Vic, SE1, to October 5; *Appropriate*, Donmar Warehouse, WC2, to October 5; *Hansard*, National Theatre, SE1, now booking until November 25 (NT Live broadcast at Utopia cinema on November 7)

Luxemburgensia



In der Eingangspassage des Romans nimmt Held Tomas an einem Konzert von Patti Smith in einem Kunstmuseum teil – wie hier, 2016 im Mudam

Elise Schmit

Eine Buchbesprechung hat gewöhnlich eine einzige Frage zu beantworten: Handelt es sich um ein gutes Buch? Die Besprechung eines Buches, das unter Pseudonym veröffentlicht wurde, kann sich mit der Beantwortung dieser Frage nicht begnügen. Sie wird dazu angehalten zu fragen: Ist es ein gutes Buch? Wer ist der Autor oder die Autorin? Warum versteckt er oder sie sich hinter einer Maske? Warum machen sich KritikerInnen und andere Akteure des Literaturbetriebs mit ihren Spekulationen zu Spielbällen einer fruchtlosen Legendenbildung? Dass die Literaturkritik auf diese Weise von ihrer eigentlichen Aufgabe abweicht, dass sie in ein vom Autor angezettetes Theater hineingezogen wird, bei dem es nicht mehr um Texte geht, sondern um Personen, ist natürlich

Der Fall Bjørnstad beweist erneut, dass Pseudonyme nichts anderes sind als kapitalistische Werkzeuge im Wettbewerb um die Aufmerksamkeit potentieller Käufer

intendiert. In Wahrheit geht es nicht um eine von der Person und ihrem Ruf unabhängige Einschätzung des Textes, die Autoren gelegentlich als Grund dafür anführen, dass sie nicht unter eigenem Namen veröffentlichen. (Ergänzungsfrage: Warum traut der Verwender des Pseudonyms der Kritik keine sachliche Arbeit zu?) Die Praxis der letzten Jahre zeigt, dass der Effekt eines Pseudonyms nie der einer sachlicheren Kritik ist, sondern dass Pseudonyme, auch im begrenzten Rahmen des luxemburgischen Literaturbetriebs, nichts anderes sind als kapitalistische Werkzeuge im Wettbewerb um die Aufmerksamkeit potentieller Käufer.

Mit *Die Tanzenden* hat Nico Helminger (oder jemand der ganz genau so schreibt wie Nico

Helminger) einen als Autofiktion getarnten Roman geschrieben, der auf mehreren Ebenen als Satire angelegt ist. Die Hauptfigur Tomas Bjørnstad, die als Autor des Buches ausgegeben wird und in der „wirklichen Welt“ über den Roman hinaus bereits einen Gedichtband vorweisen kann (*Fjorde*, Éditions Guy Binsfeld 2018), steckt in einer Liebes- und Lebenskrise. Tomas trauert einer Beziehung hinterher, fühlt sich uneins mit sich selbst, ist unzufrieden mit seinem Doppelberuf als Übersetzer von Reiseführern und Verkäufer teurer Badezimmer, vertut seine Zeit bei sinnentleerten sozialen Zusammenkünften wie Vernissagen und langweiligen Partys. Zum Symbol der Unerfülltheit und inneren Zerrissenheit der Figur wird in der Eingangspassage des Romans ein Element ihrer Selbstwahrnehmung: Tomas nimmt an einem Konzert von Patti Smith in einem Kunstmuseum teil und kann nicht mit den anderen Gästen mitklatschen, weil ihm, wie er meint, ein Arm fehlt. Ein Genazino-Zitat vielleicht (in Genazinos Roman *Mittelmäßiges Heimweh* kommen der Hauptfigur neben Ziel und Sinn ebenfalls Körperteile abhanden), eine Figur jedenfalls, die durchs Leben stolpert und in allen Ereignissen nur ihr eigenes Unglück erblickt.

Formal spiegelt der Autor die Zerrissenheit der Figur in einer nicht-linearen, nicht auf eine einzelne Perspektive beschränkten Erzählweise. Tomas' Reflexionen sind durchsetzt mit Auszügen aus dem Blog seiner Ex-Freundin Magali, mit E-Mailwechseln, Dialogen, mit Auszügen aus einer dystopischen Erzählung, die Tomas zusammen mit seinem Freund Arni entwirft. Das Verfahren erinnert zum Teil stark an Helmingers letzten Roman, *Kuerz Chronik vum Menn Malkowitsch sengen Deeg an der Loge*, auch was den satirischen Drall der Darstellung der luxemburgischen Gesellschaft anbelangt. Was in *Menn Malkowitsch* gelingt, löst *Die Tanzenden* jedoch nicht ein. Zwar kann man in gleich zwei Besprechungen des Romans (im *Tageblatt* und *Wort*) lesen, das Buch nehme eine „messerscharfe Analyse“ vor, doch außer den auch schon in anderen Romanen auch schon anderer Autoren bis zum Überdross breitgetretenen Klischees über dumme Lehrer, dumme Polizisten und dumme Vertreter von Politik, Medien und Wirtschaft hat Tomas Bjørnstad nicht viel zu bieten.

Um strukturelle Zusammenhänge und komplexe Probleme, geschweige denn um Lösungsvorschläge, geht es ihm nicht. Unablässig kippt die Figur ihre Verachtung in Form von gehässigen Verallgemeinerungen vor dem Leser aus, ohne

dass sich – auch nur *ex negativo* – erkennen ließe, welche Form von Gesellschaft ihr im Gegenzug vorschwebt oder welcher Lebensentwurf einen Ausweg aus der Unzufriedenheit bieten könnte. Das liegt auch daran, dass die Figur ein fester Teil der Gesellschaft ist, die sie verachtet, dass ihr Hass eigentlich Selbsthass ist: „Ärgere mich über meine Inkonsequenz“, klagt Tomas, „über meine dämlichen Mitmachwünsche, über diese schäbigen Wochenendrituale, denen ich anscheinend nicht entkommen kann.“ Eine selbstverschuldete und letztlich leicht zu vermeidende Inkonsequenz, möchte man meinen.

Bedeutet das, dass es dem Autor eigentlich um eine Kritik an der Generation seiner Figur geht, vielleicht sogar um eine Kritik an der Literatur, die diese Generation produziert? Schwer zu sagen, auch wenn die Namen einiger Luxemburger Autoren in einer Episode als Austauschware gehandelt werden. Tomas' kindisches Selbstmitleid, er ist immerhin Mitte dreißig, ist schwerlich anders zu lesen denn als Parodie auf die Millennials: „Ich weiß nicht, wie ich mich fühlen soll.“ Der Leser weiß das leider auch nicht. Der Figur in ihren weinerlichen, egozentrischen Selbstanklagen zu folgen fällt schwer, zu sehr verstrickt sie sich in Behauptungen von Zuständen, die auf der Handlungsebene gar nicht hergeleitet werden (auch weil eine Handlungsebene nur im rudimentären Sinn vorhanden ist).

Noch viel schwerer fällt allerdings, die Liebesgeschichte nachzuvollziehen, die als Klammer für das fragmentierte Konstrukt des Romans eingesetzt wird. Die Frauenfiguren in *Die Tanzenden* sind von einer Oberflächlichkeit, die einen beinahe dazu verleiten könnte, das Buch als Satire auf den Machismo zu lesen, von dem sich seit einiger Zeit die *me too*-Bewegung abzuheben versucht. Dazu passt, dass Frauen hier kaum als Handlungsträgerinnen auftauchen. Nahezu ausnahmslos werden sie in diesem Buch auf ihren Körper reduziert, selbst Magali, der Tomas mit etwas wie Freundschaft begegnet, wird über ihre Magersucht definiert. Meistens warten diese Frauen offenbar nur darauf, sich den männlichen Figuren an den Hals zu werfen. Die Verneinung der Liebe als Rettung vor dem Sinnverlust mag man als postmoderne Haltung verstehen: Pornographie statt Zuneigung, Gruppensex statt Seelenverwandtschaft. Was konzeptuell einleuchtet, wirkt in der ausführlichen Ausbuchstabierung irgendwann ziemlich ermüdend.

Tomas Bjørnstad: *Die Tanzenden*. Roman. 265 S. Éditions Guy Binsfeld, Luxembourg 2019.

Saison théâtrale 2019-20

Réappropriations

josée hansen

Ce ne sont pas de petites adaptations par-ci par-là qu'a réalisées la nouvelle directrice du Théâtre d'Esch, Carole Lorang, pour la première saison dont elle a assumé toute la programmation – c'est une véritable révolution ! Elle est d'abord visible dans la forme : nouveau site internet, nouveau format de brochure, nouveau logo symbolisant l'ambition inclusive du théâtre municipal, campagne de communication aux images décalées... Elle se décline ensuite dans les gestes d'ouverture vers tous les publics, locaux, internationaux, jeunes, vieux ou à besoins spécifiques. Ce sont autant d'invitations à découvrir un théâtre de proximité, de surmonter son appréhension, parce que cette maison municipale est aussi « un lieu social », comme l'écrit le maire Georges Mischo (CSV) dans sa préface au programme, qu'il s'agit de se « réapproprier ».

Pour cela, les prix d'entrée restent très modiques, vingt euros maximum, et de nouvelles formules d'abonnements sont lancées : un pass intitulé « J'aime bien ce que vous faites », qui, pour 25 euros, permet d'avoir des prix super-réduits à tous les spectacles (entre six et douze euros) ; un autre appelé « Je suis mordu », qui, pour 220 euros, donne accès gratuit à tous les spectacles de la saison, ou encore « Be-môme », trente euros, qui permet à un adulte d'accompagner son enfant à tous les spectacles jeune public... Un « comité des spectateurs » permettra aux plus curieux de découvrir les spectacles en cours de création, un service de baby-sitting est offert aux jeunes parents afin qu'ils puissent accéder à des matinées de théâtre, et l'administration se propose même de mettre en place un réseau de fêrus de théâtre d'une région afin qu'ils puissent venir en covoiturage au spectacle et rentrer ensemble en discutant de ce qu'ils ont vu. L'ambition de Carole Lorang, metteure en scène de formation ayant fait ses armes en Belgique, est de démocratiser le théâtre, de l'ouvrir sur la ville, d'en faire un lieu vivant et de rencontres, qui n'ouvre pas dix minutes avant le spectacle et baisse les rideaux dix minutes après.

La saison 2019-20 est placée sous le signe du courage et Lorang en fait largement preuve en dépoussiérant vigoureusement la programmation. Elle a par exemple viré tous ces spectacles de boulevard français avec des stars oubliées du petit écran qui passaient complètement sous le radar du public luxembourgeois, mais faisaient un carton auprès du public frontalier : la maison était toujours pleine. Ils

sont remplacés par une offre beaucoup plus éclectique et pointue, qui s'étend de Goldoni à la jeune création contemporaine.

En avril, le Théâtre d'Esch accueille ainsi la mise en scène datant de 1947 par Giorgio Strehler *himself* au Piccolo Teatro de Milan d'*Arlecchino servitore di due padroni* de Carlo Goldoni, qui tourne depuis ...72 ans ! Carole Lorang ravive aussi de créations plus récentes célébrées ailleurs, comme cet iconique *Monocle, portrait de S. von Harden* de Stéphane Ghislain Roussel, avec un extraordinaire Luc Schiltz dans le rôle de la journaliste Sylvia von Harden ayant posé pour un célèbre portrait d'Otto Dix. Le monologue est flanqué ici d'une version de *L'histoire du soldat* de Stravinsky, interprétée par la Kammerata Luxembourg, pour une soirée consacrée aux années 1920 (fin avril).

La chorégraphe Simone Mousset, « artiste en résidence » pour trois saisons, présentera son emblématique *Bal*, qui avait fait scandale en 2017 à Mersch, Mousset ayant fait croire qu'elle avait découvert deux sœurs danseuses qui auraient fait une carrière internationale mais auraient été complètement oubliées au Luxembourg (en juin). Et Renelde Pierlot mettra en place une recreation de son spectacle immersif et déambulateiro *Voir la feuille à l'envers*, sur la sexualité de populations marginalisées (en prison, en maison de retraite, en situation de handicap), créé l'année dernière au Capucins et qu'il ne faut rater sous aucun prétexte (en mai).

Germain Wagner reprendra son interprétation de *Bericht für eine Akademie* de Kafka, jouée à Esch en 2017, mais le metteur en scène Stefan Maurer l'accompagnera cette fois-ci d'une version de *Qui a tué mon père*, le texte accusateur qu'Edouard Louis a écrit pour Stanislas Nordey dénonçant la violence sociale française et accusant les politiques d'être responsables de la destruction du corps de son père. Luc Schiltz interprétera ce texte sur scène, en mai (en coproduction avec le Cape d'Ettelbruck). Le jeune auteur Edouard Louis (*1992) sera une deuxième fois au programme, avec *Histoire de la violence*, son récit d'un viol, adapté ici par Laurent Hatat et Emma Gustafsson, une coproduction française, qui sera montrée début mars – en parallèle à la version allemande par Thomas Ostermeier pour la Schaubühne à Berlin, *Im Herzen der Gewalt*, programmée dix jours plus tard au Grand Théâtre. On pourra donc comparer ces deux lectures différentes.

Si l'homme rit parce qu'il a conscience de sa mort, le Théâtre d'Esch mise sur l'humour comme attitude face à la violence de l'époque et l'absurdité de l'existence

Le courage tel que le définit Carole Lorang est souvent féminin : les créations du Théâtre d'Esch abondent dans ce sens : le collectif Independent Little Lies propose un spectacle sur le féminisme, *Footnotes* (en novembre), Catherine Schaub travaillera sur le courage à partir de textes d'auteurs (Céline Delbecq, Penda Diouf, Julie Gilbert et Camille Laurens) pour *Le courage* (avec e.a. Valérie Bodson, en novembre/décembre), alors que Sophie Langevin développe un spectacle documentaire sur *Les frontières*, basé sur des témoignages de celles qui font tous les jours des centaines de kilomètres pour venir travailler au Luxembourg (création en juin).

Si l'homme rit parce qu'il a conscience de sa mort, le Théâtre d'Esch mise en outre sur l'humour comme attitude face à la violence de l'époque et l'absurdité de l'existence, ce qui se voit surtout du côté des accueils. Le désopilant *Blockbuster* du collectif Mensuel, qui réinterprète les grands classiques du cinéma en live sur scène (vu à Mamer, en janvier), une version rock de Molière (*Scapin 68*, en février), l'acclamé *Is there life on mars ?* d'Héloïse Meire, sur l'autisme (en janvier) ou *Schtonk !*, d'après le film de Helmut Dietl, avec Luc Feit dans un des rôles (en mai).

La saison du Théâtre d'Esch commence samedi 5 octobre avec une présentation publique du programme à venir par Carole Lorang (18h30), suivie d'une représentation du spectacle de danse *La finale* de Josette Baiz/Théâtre de Suresnes Jean Vilar. Tout le programme est également accessible via le nouveau site Internet theatre.esch.lu.

Theâtre

Le retour du réel

Ronald Dofing

Le théâtre engagé n'a pas attendu la prolifération des « vérités alternatives » pour donner l'alerte : bien avant que la classe politique s'inquiète des distorsions quotidiennes de l'état du monde à travers certains de ses principaux protagonistes, le théâtre a joué son rôle de séismographe de l'altération du langage et des consciences. Face à une parole dont le statut est de plus en plus détérioré, la nouvelle sobriété dont se prévalent désormais des metteurs en scène chevronnés comme Thomas Ostermeier ou Stanislas Nordey a valeur de manifeste : c'est un appel aux armes au moyen des ressources premières de l'art théâtral, la parole et le geste.

La vieille question de l'engagement public se pose avec une urgence nouvelle depuis que le devenir de la planète semble se retrouver entre les mains de cabotins décomplexés. À l'instar d'un Pier Paolo Pasolini qui, déjà au début des années 1970, plaidait pour un « théâtre de texte », la mise en avant des outils de base et l'accent mis sur le processus d'élaboration permettent de contourner le piège du théâtre à thèse. Les productions d'un Milo Rau en sont la parfaite illustration.

Parmi les spectacles récents traduisant cette tendance, il faut relever *Im Herzen der Gewalt*, adaptation scénique du roman d'Edouard Louis par Thomas Ostermeier. Alors que sa tentative précédente de transférer le récit autobiographique de Didier Eribon, *Retour à Reims*, pâtissait d'un certain éparpillement thématique, *L'histoire de la violence* concentre le propos sur l'essentiel, jusqu'au viol qui est le ressort central du texte. Et réussit là où Milo Rau avait échoué avec *La reprise* : forcer le public à garder les yeux grands ouverts devant un simulacre du réel qui provoque une réaction cathartique fondamentale, ressuscitant – au-delà du titre programmatique – la violence archaïque première de l'expérience théâtrale. Le jeu subtil sur les décalages – comme la ressemblance frappante



Le NT Gent annonçant *Oreste à Mossoul* en façade

de l'acteur Laurenz Laufenberg avec son modèle Edouard Louis – reflète l'ambiguïté inhérente des situations évoquées, tout en évitant l'écueil de la victimisation tellement présente dans le discours sociologique actuel.

C'est à la demande expresse de Stanislas Nordey qu'Edouard Louis a écrit *Qui a tué mon père*, que l'actuel directeur du TNS vient de monter – et d'interpréter – à Strasbourg. Dans le droit fil de *Retour à Reims* et *Histoire de la violence*, le monologue tente une réconciliation tardive avec la figure du père à travers la dénonciation politique des circonstances sociales qui cantonnent l'ancienne classe ouvrière dans une misère culturelle qu'aucune lutte des classes ne vient désormais racheter. Comme l'a

dit Edouard Louis dans un entretien lors de la première de la pièce : « On produit tous les jours des manières de ne pas voir la violence, ne pas voir la souffrance. C'est pour cela que *Qui a tué mon père* a cette forme très directe, où je dis les noms des gens qui ont détruit sa santé.(...) Cette violence de la culture pose la question de comment faire de la culture autrement. Stanislas en est conscient. Il y a toujours une autocélébration et une naïveté de la bourgeoisie qui voudrait dire : la culture, c'est ce qui sauve. Ce qui m'a frappé et m'a tout de suite intéressé chez Stanislas, c'est qu'il n'est pas dans ce discours. Il sait aussi que parfois, la culture, ça écrase, ça humilie, ça exclut. La culture qui accueille les gens plutôt que de les violenter est loin d'être majoritaire. C'est à partir de là qu'il essaie de créer. ». Le rétablissement douloureux du lien filial au niveau anecdotique du vécu personnel se double d'une réflexion sur les capacités du théâtre de parler de – et à – son époque : une remontée affective, psychologique et politique, dont la performance théâtrale est l'aboutissement. La scène est le lieu où la politique advient.

Comment recréer un lien avec un public de plus en plus atomisé, produit d'une société ueberisée où optimisation individuelle et auto-exploitation tacite sont souvent les deux faces d'une même médaille et où l'illusion de la liberté se confine à l'exploitation d'espaces virtuels (« sous le haut patronage de nous-mêmes », pourrait-on persifler) ? La disparition des grands récits fédérateurs, conséquence d'une « idéologie sans idéologie » – mais dont la « violence blanche » est décortiquée systématiquement chez Louis et Eribon – est la toile de fond de ce nouveau théâtre qui refuse de baisser les bras et de sombrer dans l'épisodique. (Cette recherche d'unité au-delà de l'individu et de la société atomisés se retrouve dans la percée des mises en scène chorales, à l'image des « soirées » de Marthaler). Pour cela, il lui faut retrouver une parole intacte, pierre angulaire d'un théâtre analogique qui

La nouvelle sobriété dont se prévalent désormais des metteurs en scène chevronnés comme Thomas Ostermeier ou Stanislas Nordey a valeur de manifeste

remet l'humain et la collectivité au centre en distillant un temps mesuré et cadencé, qui s'oppose au temps factice des algorithmes. Reculer pour mieux avancer : c'est de nouveau, dans un retournement cyclique comme il en advient parfois, le défi pour retrouver la clé du fonctionnement démocratique par un retour aux origines.

Milo Rau a donné son manifeste pour ce théâtre post-spectaculaire en prenant les rênes du NTGent. Chez lui et sa troupe, cette avant-garde analogique se décline par une mise-à-plat des ficelles du métier, tout en collant de près à l'actualité, affrontée dans un corps à corps qui rappelle les beaux jours d'*Homme pour homme* de Brecht. La dialectique n'étant non plus ce qu'elle était, cela résulte en une suspension de contradictions non résolues : l'effet de distanciation qu'introduit *Oreste à Mossoul* en transposant la tragédie des Atrides sur la terre brûlée du Kurdistan irakien sert de révélateur aux profondes dissensions qui peuvent exister entre acteurs européens et irakiens. En tentant de souligner la dimension homosexuelle de la tragédie d'Eschyle, Rau risque un éclat qui fait presque capoter son projet interculturel. À la fin, la crise reste latente, mettant crûment en lumière les limites de l'entreprise. Le spectacle vivant est à ce prix.

Une autre production récente signe le retour du réalisme : plus inattendue, puisqu'il s'agit de la

mise en scène par Nina Russi – un nom à retenir – de l'opéra *A quiet place* de Leonard Bernstein, au théâtre d'Aix-la-Chapelle. L'ambition et la réussite de cette production dépassent de loin tout ce qu'on a pu voir et entendre lors du centenaire ô combien commémoré du compositeur. Russi dégraisse la partition et le jeu des acteurs (avec la révélation, comme baryton et comme comédien, du promoteur Fabio Lesuisse, dont l'interprétation est proche des figures du cinéma de Xavier Dolan) pour porter la fable familiale du livret au niveau d'un règlement de comptes rédempteur des traumatismes post-Vietnam de la psyché américaine, avec le couple incestueux du frère et de la sœur en Oreste et Electre d'une scène primitive qui frappe par sa contemporanéité absolue.

Dans toutes ces productions, la place de l'acteur redevient centrale : à lui de frapper les mots afin de mieux frapper les esprits.

Im Herzen der Gewalt est au répertoire de la Schaubühne de Berlin et fera escale au Grand Théâtre de Luxembourg les 14 et 15 mars 2020 ; *theatres.lu*. *Qui a tué mon père* effectue une tournée en France et en Suisse entre octobre 2019 et mai 2020. *Oreste à Mossoul* sera jusqu'au 14 septembre 2019 au Festival d'Automne à Paris et partira ensuite en tournée européenne (www.ntgent.be). Nina Russi mettra en scène *Coraline* de Mark-Anthony Turnage à l'Opéra de Zurich à partir d'octobre 2019.

Ars Electronica

Menschen, Maschinen, Mikroben

Martin Ebner

Techno-Musik und Roboter, Animationsfilme und Sake-Partys bis in den frühen Morgen: Eine Woche lang konnte man sich im österreichischen Linz wie in Japan fühlen. Für die Kreativen von Canon, Sony & Co. ist die Ars Electronica wohl Pflicht. Jedenfalls fallen bunte Kimonos im Gedränge der *Nerds* auf, während die vereinzelter Kravatten einheimischer Politiker hilflos untergehen. Das älteste und größte Festival für digitale Kultur bot so viel Programm wie noch nie: über 500 Konzerte, Ausstellungen, Konferenzen und Performances von mehr als 1 400 Künstlern, Wissenschaftlern, Technikern und Freaks aus aller Welt.

Die Events der 40. Ars Electronica waren über ganz Linz verstreut, vor allem aber in einem aufgelassenen Post-Verteilerzentrum beim Bahnhof: riesige Hallen, haushohe Pakettrucks, im Keller kilometerlange Gänge eines Atombunkers. Zum Oberthema *Out of the Box – Die Midlife-Crisis der Digitalen Revolution* wurden in diesem düsteren Labyrinth spektakuläre Installationen gezeigt. Diskutiert wurde auch über einen „europäischen digitalen Humanismus“: Gibt es Alternativen zu IT-Konzernen aus den USA und Überwachungstechnik aus China? Die Designer Björn Karmann und Tore Knudsen präsentierten „Alias“, eine Datenschutz-Kappe, die Sprachassistenten wie Alexa oder Siri mit einem Rauschen stören kann. Das Projekt *The Hidden Life of an Amazon User* von Joana Moll klärte auf, dass beim Online-Kauf eines einzigen Buches vom Kunden über 8 000 Seiten Daten abgegriffen werden.



Cryptid von Michael Candy

Zu ihrem 40. Geburtstag setzt die Ars Electronica in Linz auf Bio-Tech und Künstliche Intelligenz

Oft wurden Tech und Bio kombiniert, etwa Pilze tätowiert oder an nahrhaftem Beton für Fische getüftelt. Viele Künstler suchen den Dialog mit der Natur und hantieren mit Übersetzungsgeräten für die Sprache von Vögeln, Fledermäusen oder Fliegen. *One Tree ID – How To Become A Tree For Another Tree* von Agnes Meyer-Brandis ist ein Parfüm, das Bäume ansprechen soll. Eine japanische Gruppe sucht dagegen einen Duft, den männliche Haifische als sexy empfinden. Mit Mikroben arbeitet auch die Installation *[ir]reverent: Miracles on Demand* von Adam Brown: Ein Bio-Inkubator, der wie eine Monstranz aussieht, produziert eine Flüssigkeit, die Blut ähnelt.

Zum Wettbewerb der Ars Electronica wurden diesmal 3 256 Projekte aus 82 Ländern eingereicht. In der Kategorie „Digital Musics & Sound Art“ ging die *Goldene Nica* erstmals an einen Österreicher, an Peter Kutin für seine Klangskulptur *Torso #1*, die an eine Windmühle erinnert. Die Jury für die Kategorie „Computer Animation“ wollte nicht brillante Technik sehen, sondern Ideen und Visionen. Das Rennen machte da *Manic VR* der Kanadierin Kalina Bertin, eine Expedition in die Lebenswelt von Menschen mit bipolarer Störung. Der erste Preis für die neue Kategorie „Artificial Intelligence & Life Art“ ging an die Installation *Labor* des US-Künstlers Paul Vanouse: Bakterien in gläsernen Bioreaktoren liefern für ein T-Shirt einen Schweiß-Geruch, der „an Arbeit erinnert“.

Die Zahl der Besucher wird auf über 100 000 geschätzt. Das „Festival für Kunst, Technologie und Gesellschaft“, organisatorisch ein Unternehmen der Stadt Linz, expandiert unermüdlich: Zum *Prix Ars Electronica* und der *Klangwolke*, einem Open-Air-Konzert an der Donau, kommen mittlerweile eigene Festivals zu Animation und zu Musik, ein *Gallery Space* für Sammler und Kuratoren, Kooperationen mit Museen und 57 Universitäten rund um den Globus, ein permanentes Ars Electronica Center, das Forschungs- und Entwicklungszentrum *Futurelab*, unter dem Titel „European ARTificial Intelligence Lab“ ein neues *Residency*-Programm für Künstler, dazu eigene Filialen in Japan, USA und neuerdings auch Australien.

Den Aufstieg zur weltweit beachteten „Kultur-, Bildungs- und Forschungs-Plattform“ erklärt ihr Gründer, der ORF-Journalist Hannes Leopoldseder, ganz einfach: „Wir hatten 1979 die Idee. Und die schmutzige Industriestadt Linz suchte eine Zukunft nach Eisen und Stahl.“ Weniger charmant erinnert sich Peter Weibel, ehemals Leiter der Ars Electronica und heute des ZKM in Karlsruhe: „Eigentlich geht Medientheorie auf den Wiener Kreis zurück. Aber Wien wollte nach dem Krieg die Juden nicht zurück haben, Salzburg war zu reaktionär, und Graz hat es verschlafen.“ So konnte sich Linz in aller Ruhe auf die



Alex Braga während der Opening Party

Computer-Welt spezialisieren. Bis das neumodische Kybernetik- und Mikroelektronik-Zeug als „Kultur“ akzeptiert wurde, dauerte es allerdings lange. Der für die erste *Klangwolke* angefragte Dirigent Eugen Jochum hatte sich noch strikt geweigert, Musik von Bruckner derart in der Öffentlichkeit zu profanieren.

Zum Jubiläum erinnerte eine Ausstellung im Lentos-Kunstmuseum an bisherige Höhepunkte der Ars Electronica, etwa ein „Mach-mit-Konzert“, bei dem lange vor *Social Media* im Jahr 1980 alle Bürger ihr Radio einschalten und ins Fenster stellen sollten. Besonders in Erinnerung geblieben ist auch ein großes gemeinsames Computerspiel, ein übers Internet gepflegter und gegossener *Telegarten* und eine im Fernsehen live gefakte Hunde-Sprengung. Und das legendäre *Spermien-Rennen*: Männer konnten auf dem Hauptplatz Samenproben abgeben, testen lassen und es damit je nach Qualität zum „Tagessieger“ bringen.

Immer wieder machten Gewinner der *Goldenen Nica* später Furore, zum Beispiel *Wikipe-dia* und *Wikileaks*. Für die Zukunft setzt Gerfried Stocker, der künstlerische Leiter der Ars Electronica, auf das Thema „Künstliche Intelligenz“. Das Ars Electronica Center wurde völlig neu gestaltet, seine Dauerausstellung ist nun ganz auf KI fokussiert. Neu ist auch die Festival-Kategorie „AI meets Music“, die Hermann Nitsch mit einem Orgelkonzert eröffnete. „Bislang hat die Digitalisierung bestehende Abläufe unserer industrialisierten Welt revolutioniert“, erläutert Stocker: „Aber jetzt kommt etwas völlig anderes. Die Verbindung von KI-Systemen und Biotechnologie wird sich in den nächsten Jahren massiv auswirken.“

Online-Kataloge von Festival, Wettbewerb und Museum der Zukunft: www.ars.electronica.art
Andreas J. Hirsch hat eine kurze Geschichte der Ars Electronica veröffentlicht: *Creating the Future* (512 Seiten, Hatje Cantz Verlag, Berlin).

STIL

From somewhere, elsewhere, nowhere

Jeffrey Palms

The question is simple: "Where are you from?"

And yet, the answer rarely is. Often it is a lie, a fib, or a five-minute explanation. The answer can be a street, a village, a town, a city, a region, or a country. It can be specific ("Fairbanks, Alaska!") or general ("about thirty minutes north of London"). You might say it plainly, or proudly, or apologetically. It might need adjusting after a hasty estimation of the asker's origin and knowledge of geography: some situations call for a simple "Europe" while others deserve the intense and full-on "Weilwerdangerstroos, Weiswampesch!"

With all its merry quagmires of internationality, Luxembourg is naturally the best place to study the responses to this question. Vince's parents are Australian but the family moved to Walfer when he was seven; he attended an international school and speaks only English. Beatrice was born and raised in Howald, spoke French at home, moved abroad at age eighteen, and remembers almost no Luxembourgish anymore. Amelia was born in Esch shortly after her family moved from Lisbon; she went to public school, speaks six languages fluently, and has visited Portugal only twice in her life.

Where are these people from?

None of them has an easy answer, but that doesn't necessarily mean they feel conflicted about it. Indeed, no matter your backstory, one culture might claim you more strongly than another. Perhaps Amelia identifies as Luxembourgish, while her brother gravitates towards being Portuguese. It happens all the time in this country. While neither sibling can escape their dual-culture background, of course, they also cannot be denied their various adjustments. Then again, perhaps they do feel uncertain about it, and need to answer the question with a small monologue.

The examples above all contain some duality, allowing a sort of choice, if desired, of one dominant origin place. If you don't identify with one culture, perhaps the other can act as a refuge. However, while everybody is free to react against a hometown, birthplace, or family culture, not everybody has several to choose from. Some cultural identities are circumstantially unambiguous. When one of these is rejected, there is nowhere to run—so what happens?

Sometimes, it can get ugly. For instance, in the United States we have a character known as the coastal self-exile. Imagine a teenager eager to quit his native, one-horse town, abandon his flyover state altogether, and move to New York City or California. It's one of our favorite American tropes: a plain countryperson is transformed by the stardust of the big city. But this transformation is often understood by its object as being total, as if those first eighteen years of life never happened. He wants to forget them, to deny them. In fact, an entire lexicon of hedging language exists to help him avoid the word "from" when answering the dreaded origin

question: I'm a California boy, I'm a Los Angelino, I've got Cali in my veins, bro. Be warned: all of these people are from Ohio and they're all psychopaths.

Coastal self-exiles are merely one type of the identity-conflicted; plenty of less obnoxious citizens are struggling too. You certainly don't have to be an immigrant or a third-culture kid—a child raised in a country foreign to its parents—to experience ambiguity in your identity. Many elements can confuse things, like ancestry, living abroad, or friends from overseas. Despite having only one Ojibwe grandparent, a classmate of mine took wholly to Native American life. For others, there is no reason at all: a thundercloud of ennui simply gathers over you during childhood, obliging you to completely

change environments. For all of these types, assuming you're sane enough not to run off and "become" a New Yorker, describing where you're from is a delicate chore: there may be a clear answer in the solid terms of childhood circumstances, but emotional ties elsewhere entangle everything. Here, you get a lot of buts: "I'm from Canada, but..."

In Luxembourg, due to all the third-culture kids, expats, frontaliers, and natives back from abroad, the mists of foreignness are pervasive. Everyone is used to long backstories and ambiguous nonsense, while having a doggedly simple answer is all the more meaningful for being rarer. Ultimately, the high level of fluency on this topic means that having a tricky story of identity is almost normative.

Luxembourgers who studied at francophone universities are even at subtle odds, identity-wise, with those whose studies were in German. Out of all this emerges a fascinating sort of inverted xenophobia: a fear of those who lack internationality, be it in origins, familiarity, or attitude.

At first, you might see the problems in all this, that Luxembourgish identity is threatened by so much internationality or that language confusion holds back education and relations. These worries notwithstanding, you can also see how the country is far from diluted or anonymized... you can see how individual cultures are tested and brightened, swirling into striking patterns that morph like clouds drifting across a single sky.



Having a tricky story of identity is almost normative for Luxembourgers

L'endroit



La déception était de taille lorsque le restaurant Supper Club, en face des Rotondes, ferma ses portes après une brève mais bonne période d'exploitation. Le rapport qualité-prix y était excellent, chose qui devient de plus en plus rare en capitale. Le local a repris vie récemment sous le nom **Le Privé**. Les nouveaux patrons semblent déterminés à respecter l'ancienne tradition en offrant une cuisine classique et soignée, basée sur des produits naturels et à des prix très compétitifs. Il faut dire que Renaud, le gérant, a fait ses armes en transitant par des adresses de qualité comme La petite maison ou Cibo's à Bettembourg. Mais c'est à la Rôtisserie Ardennaise qu'il s'est lié d'amitié avec Fredo, lequel y a été plus de sept ans le bras droit du Chef en cuisine. Ceux qui firent collation à Belair à cause de la bonne bouchée à la reine ou d'une côte de veau juteuse seront ravis, au Privé ces plats sont remis au goût du jour. De la tagliata de thon frais et un croustillant aux scampis sont proposés côté poissons, alors que la côte de boeuf, le suprême de poulet et le ris de veau meunier sont les points forts du côté viandes. Mais le vrai atout est la proposition journalière, qui est servie à 14,50 les deux plats et à 17 euros l'entrée-plat-dessert. On rajoute à cela des desserts faits maison, des vins à prix doux, des cocktails à partir de neuf euros, du rhum arrangé, du *homemade* limoncello, et l'envie d'aller tester ne se fait plus attendre. GD

L'événement

Au départ ce furent les Vendanges, relayées peu après par **les Vignes**, mais l'événement est resté le même. Histoire de relancer la saison dans les boutiques élégantes des rues Philippe II et avenue Porte Neuve, les commerçants de ce tronçon commercial chic s'associent un jeudi soir de la mi-septembre et servent du Pinot et du Riesling en association avec des vignerons de la Moselle ou autres dépositaires de fins pinards. Le tout est gracieusement offert à ceux qui se sont inscrits dans une des boutiques participantes, laquelle leur remettra dans la soirée du jeudi 19 septembre un bracelet qui leur donnera accès aux autres magasins et donc à tous les nectars offerts. Cependant, le concept géographique a légèrement été adapté, car la boutique Muse, dont le proprio est co-organisateur de l'événement, se trouve désormais, comme on le sait, dans une galerie de la Grand-rue. Les amateurs des créchants d'Alice Hartmann peuvent dormir tranquille jusque-là, Muse, qui propose ces nectars de Wormeldange, fera partie des boutiques associées. Tout comme plusieurs commerces de la rue Louvigny, qui s'est refaite une beauté après une période un peu creuse. L'inscription se fait en ligne sur www.lesvignes.lu, mais il faut être détenteur du code d'un des magasins. GD



Piccolo Teatro

Deux ans de rencontres théâtrales au Luxembourg

Un livre de Josée Hansen, avec des images d'Eric Chenal

Éditions d'Étzebeurger Land / 320 pages, 29 euros / ISBN : 978-99959-949-5-2

En vente en librairie, sur www.land.lu

ou en le commandant via courriel land@land.lu ou téléphone : 48 57 57-1

Durant deux ans, Josée Hansen et Eric Chenal ont écouté et observé les gens de théâtre autochtones, acteurs et metteurs en scène, auteurs et dramaturges, scénographes et costumiers, directeurs de théâtres et techniciens, politiques et critiques : les personnalités qui peuplent ce microcosme sont aussi passionnantes que leurs métiers sont divers.

Ce livre est une tentative de capter cet instant précis de l'évolution du théâtre au Luxembourg, où les pionniers ont laissé la place à une nouvelle génération, qui trouve normal de faire du théâtre non seulement son métier, mais sa vie.